



Einfach. Erhaltenswert.

Einfach.Erhaltenswert.

Vorwort



In der heutigen Zeit mit ihren neuen technischen Errungenschaften und einer Vielzahl an Optionen und Auswahlmöglichkeiten ist modernes Leben häufig sehr komplex, auch wenn dieser Entwicklung oftmals das Versprechen einer Vereinfachung zugrunde liegt. Es verwundert daher nicht, dass die ursprünglichen, einfachen Dinge wieder gesucht sind und „im Trend“ liegen.

Als erhaltenswert werden in der allgemeinen Meinung oft nur die Prachtbauten vergangener Zeiten angesehen, eine größere Wirkung auf die Identitätsstiftung haben aber wohl die einfachen, historischen Gebäude, beispielsweise Bauernhöfe oder Stadln, die oft noch die Kulturlandschaft, die Dörfer und Städte unseres Landes prägen. Diese befinden sich nur selten unter Denkmalschutz, sind aber unverzichtbar für ein attraktives Ortsbild.

Deren besonderer Wert und Nutzen sollen in dieser Ausgabe der Broschüre „Denkmalpflege in Niederösterreich“ dargestellt werden. Beiträge zum traditionellen Handwerk und zu einfachen historischen Baumaterialien sowie zur Architektur der Zwischenkriegszeit bilden mehrere Facetten zum Thema ab.

Das Einfache steht an jeder Ecke – es zu entdecken lohnt sich!

A handwritten signature in blue ink, reading "J. Mikl-Leitner". The signature is stylized and written in a cursive script.

Johanna Mikl-Leitner
Landeshauptfrau von Niederösterreich

Editorial

Für die vorliegende Ausgabe von „Denkmalpflege in Niederösterreich“ wurde „Das Einfache“ als aktuelles Thema gewählt. Eine schwierige Materie. Wir sind es ja mittlerweile gewohnt, mittels „einfacher“, smarter Fingerbewegungen Kontoüberweisungen, Einkaufslisten, Suchanfragen, Fotos und politische Statements digital zu versenden. Wir vergessen dabei jedoch, dass wir mit dieser vermeintlich emissionsfreien, digitalen Kommunikationsform gleichzeitig analog einen gigantischen Verbrauch an elektrischem Strom zur Datenverarbeitung unserer vielen Klicks und Wischer erzeugen und enorme Mengen an Trinkwasser zur Kühlung der riesigen Rechenzentren und Serverfarmen verbrauchen.

Die Menschen, denen wir unser kulturelles Erbe verdanken, agierten in dieser Hinsicht sowohl formal als auch substantiell wesentlich logischer. Ihr historisches Schaffen wirkt in seiner Einfachheit ökonomischer und zumeist auch ökologischer als jenes smarte Tun, das unsere Gesellschaft derzeit mit nicht unwesentlichem Aufwand als nachhaltig zu leisten vermag. Logik und Ästhetik des Einfachen sind besonders deutlich im Bereich des Gestaltens und Bauens für den Alltag und in der Anonymen Architektur der ländlichen Siedlungsräume Niederösterreichs zu finden. Einer Baukultur, die ihre Kraft aus der über lange Zeiträume hinweg verfeinerten baulichen und bauhandwerklichen Tradition der Region gewinnt. Als oft unbeachtete Qualität ist Einfachheit in den gewachsenen Siedlungs- und Landschaftsräumen für die Lebenswelten der Menschen immer noch mitbestimmend.

Das Streben nach selbstverständlicher Einfachheit war auch für Architekten wie Heinrich Tessenow oder seinen Schüler Franz Schuster essentiell. Die Maxime von den geringen Mitteln und der großen Wirkung, von „zweckmäßig, haltbar und schön“ war visionär und zugleich das Ergebnis von Studien historischer Bauwerke.

Denn die Lebensdauer eines „einfachen“, mit traditionellen Baumaterialien errichteten Gebäudes kann unter der Voraussetzung der damals üblichen Pflege und Reparatur mit „unendlich“ angegeben werden. Historische Gebäude waren/sind allein aufgrund ihrer baulichen Struktur und Materialwahl nicht für Komplettabbruch und Neuerrichtung vorgesehen und unterscheiden sich so grundlegend von heutigen Baukonzeptionen.

Den stillen Oasen des historischen Erbes will dieses Heft aktuellen Raum bieten: als Zeugen einer Kultur des Einfachen und der sensiblen Verfeinerung unserer Lebenswirklichkeit.

In diesem Sinne: Christian Knechtl

Einfach.Erhaltenswert.

<i>Christian Knechtl</i> Über das Einfache	6	Restaurierbeispiel	
<i>Thomas Gronegger</i> Dörfliches und Ländliches: Qualitäten des Einfachen	12	<i>Michael Linsbauer</i> „Zum Haydn“ – Wiedereröffnung des Haydn Geburtshauses Rohrau	44
<i>Friedrich Kurrent</i> Zum Einfachen am Beispiel der Maria Biljan-Bilger Ausstellungshalle in Sommerein	18	Blick über die Grenzen Denkmalpflege International	
<i>Gerold Eßer</i> Ästhetik des Einfachen in der Anonymen Architektur	20	<i>Nina Kallina</i> Die Villa Tugendhat in Brünn, Tschechien	46
<i>Manfred Koller</i> Zweckmäßig, haltbar und schön – vom Wert der Einfachheit am Denkmal	26	Aktuelles aus der Denkmalpflege in Niederösterreich	50
<i>Andreas Lehne</i> Heinrich Tessenow und Franz Schuster, Meister der Einfachheit.	31	<i>Alexandre Tischer</i> Unbezahlt aber unverzichtbar	58
<i>Astrid M. Huber</i> <i>Robert Wacha</i> Kalk, Sand, Lehm und Holz – die „einfachen“ traditionellen Werkstoffe in der Baudenkmalpflege	34	Buchempfehlung	59
<i>Roman Sandgruber</i> <i>Heidrun Bichler-Ripfel</i> <i>Maria Walcher</i> Handwerk ist einfach, wenn man es in seiner Komplexität begreift	40	Ausstellungsempfehlungen	60
		Literaturhinweise	62

Über das Einfache

Christian Knecht

*Einfach und zeitlos:
gebogenes Sperrholz mit
perforierter Rücken-
lehne auf Buchengestell.
Stadthallensessel 1952.
Entwurf Roland Rainer.
Re-Edition seit 1993.*

*Doch überall bedroht ist das, was nicht in den
Handbüchern der Kunstgeschichte hundertfach
abgebildet und in den Reiseführern mit einem
Stern versehen ist und dennoch unseres Schutzes
bedarf, weil es in seinen Grenzen nicht minder
veredelnd wirkt und unersetzlich ist, wie die
weltberühmten Kunstwerke. Und das Geringe
bedarf da oft mehr des Schutzes als das
Bedeutende.*

Max Dvorak



*Selbst komme ich mehr und mehr mit weniger
und weniger zurecht.*

Friedrich Kurrent

Das Zitat von Max Dvorak aus dem Jahr 1916 über den Verlust des Selbstverständlichen war schon in Band 11 der Denkmalpflege in Niederösterreich zum Thema Erhaltung anonymer Bauten und elementarer Landschaften zu lesen. Inzwischen sind mehr als 100 Jahre kunst- und kulturgeschichtlicher Praxis verstrichen – der Hinweis auf die noch einzulösende Sorgfalt im Umgang mit dem Leisen, dem Geringen, dem Einfachen ist aber mehr denn je aktuell.

„Sieht eigentlich ganz einfach aus“, lautet unser Urteil, wenn (historische) Objekte oder Bauten beeindruckend durchdacht und gut gestaltet sind. Das profunde Detailwissen und die vielen Überarbeitungen und Entwicklungen sind dem Erscheinungsbild dieser Artefakte meist nicht anzusehen. Versteht man Form als Spiegel gesellschaftlicher Entwicklungen, so ist diese Einfachheit der Gestaltung ein unbewusster Ausdruck der Suche nach Angemessenheit und dem Authentischen.

Denn das Einfache, eingebunden in die Form eines Möbels, Artefaktes oder Bauwerkes, birgt ganz Wesentliches in sich: ein handwerklich gefertigter Holztisch, ein Bauwerk aus Stein, ein massiver Holzboden, eine Kalkputzfassade – sie alle altern in Würde. Die Spuren des Gebrauches sind Ausdruck einer bewussten, wertbestimmenden Materialität. Unsere heutigen Industrieprodukte hingegen lassen jedwede Alterungsprozesse durchwegs als Mangel erscheinen.

In der Praxis der Denkmalpflege wird durch das Freilegen/Erkennen einer Vielzahl von Arbeitsweisen das Prinzip des Einfachen deutlich ablesbar: in der sparsamen und richtigen Verwendung von Material, in handwerklicher Präzision, kluger



Perfekt gedämmt – die gedankenlose Kopie einfacher Bauformen birgt die Gefahr des Banalen.

Auswahl von Farbe und Textur, in visuell wie physisch langlebiger Gestalt, bei Bauten als Optimierung der Kubaturen und gleichzeitiger Minimierung des Bodenverbrauchs, um einen maximalen Erhalt der landwirtschaftlichen Ackerböden zu garantieren, als aktiver Bautenschutz, der sich durch kluge Konstruktionen und nicht durch Anwendung chemischer Substanzen auszeichnet.

Das Einfache war lange Zeit eine minderbeachtete Qualität unseres gesellschaftlichen Wertekanons. Wir sind derzeit Zeugen einer neuen gesellschaftlichen Sehnsucht nach Überschaubarkeit und klaren, einfachen Strukturen. In vielen Lebensbereichen – von Ernährungsweisen (slow food) bis zu Mode, von Architektur bis zum Reiseverhalten – ist Einfachheit ein aktuelles Symbol einer neuen Suche nach dem Wesentlichen (Beispiel: Sommerfrische statt Fernreise).

Das Einfache ist sehr attraktiv, Einfachheit ist Ausdruck hoher technischer Perfektion, es ist material- und energiegerecht. Es ist leicht zu nutzen, leicht umzunutzen und dadurch offen für jeden Neugebrauch. Es ist Ziel und Resultat zugleich. Das Einfache hat viel zu tun mit dem Naheliegenden, dem Selbstverständlichen. Es ist nie banal. Das Einfache ist nicht das Primitive, das Simple oder Ländliche; vielmehr ist das Einfache

ein Produkt des gemeinsamen Nachdenkens und Entstehens. Das Vulgäre ist ein Feind des Einfachen – im Alltag, in der Kunst und in der Sprache.

Was Architektur und etwaige zukünftige Baudenkmale betrifft: Derzeit sind wir vielerorts nicht in der Lage, Bauten zu errichten, die über ihre Entstehungszeit hinaus Gültigkeit haben.

Denn wir bescheiden uns beim Bauen allzu oft nur mehr mit dem „einfachen“, sprich trivialen, Aneinanderfügen von Betonfertigteilen und deren Verkleben mit Kunststofffassaden, um die Kennzahlen der Wärmedämmkoeffizienten und der industriellen Normen erfüllen zu können. Einzig die Herstellungskosten zählen. Diese bilden jedoch die Gesamtkosten, die Betrieb, Erhalt, Abbruch und Entsorgung als Sondermüll innerhalb der erstaunlich kurzen Lebensdauer dieser Bauwerke inkludieren, nicht ab. Diese Form des Bauens entspricht also keinem der zuvor definierten Kriterien von „einfach“. Dieses Bauen ist nur banal.

Im Gegensatz dazu ist das historische, durch den Zimmermann gefertigte Haus der Alpen oder das gemauerte Haus am Land ein begehrtes Objekt der Sehnsucht vieler im urbanen Raum Lebenden. Die erwiesene lange Lebensdauer dieser historischen Artefakte macht sie zu wertvollen Symbolen einer Lebensweise des Einfachen, eines neuen, sparsamen Umgangs mit Ressourcen und Raum.

„Warum üben die mit einfachsten Mitteln in einfachster Weise überraschend gleichartig gebauten Orte eine so nachhaltige Wirkung, eine eigenartige Anziehungskraft aus? Warum wirken die geordneten, niedrigen Häuser an weiten übersichtlichen Straßen so selbstverständlich als Teil der Landschaft ...? Gegenüber der bedrückenden Fülle der Eindrücke des urbanen Raumes wirkt die Weite, Ruhe und Einfachheit, der wohlthuende menschliche Maßstab der ländlichen, unberührten Orte wie eine Befreiung.“ (Roland Rainer, 1961).

Das Einfache, das Ablesbare, das über die Zeit Erprobte macht diese Bauwerke für viele Menschen so attraktiv. Ihre Attraktivität liegt nicht nur vordergründig darin, dass mit naheliegenden, also regionalen, Mitteln wie Holz, Ziegel und Stein eine archetypische und vertraute Wohnlichkeit erzielt



„Kunst kann gar nichts. Sie ist einfach“ (Marie Chouinard): Eine vier-spurige Autobahn inmitten einer fiktiven Ausgrabung. Wir sind unsicher, ob hier eine Rekonstruktion – wie bei historischen Römerstraßen – vorliegt, oder ob dieses Artefakt tatsächlich Teil einer Ausgrabung ist. (PRINZGAU/podgorschek/die Entdeckung der Korridore / 1995 / Kunst im öffentlichen Raum Niederösterreich).

wird. Zugleich sind viele dieser historischen Bauwerke ökologische Meisterwerke. Eine thematische Vertiefung dieser Aspekte ermöglichen die Studien zu den Bereichen Schlafqualität, Wohlbefinden und Herzratenvariabilität von Univ. Prof. Maximilian Moser vom Institut für Physiologie der Universität Graz.

Noch vor 100 Jahren standen beim Hausbau etwa 20 verschiedenen Baumaterialien zur Verfügung – Bauen war eine klare, einfache Komposition weniger Komponenten. Heute werden über 20.000 Baustoffe und Baumaterialien angeboten. Dieser Umstand stellt eine nicht unwesentliche Herausforderung sowohl für das Bauen selbst als auch für eine zukünftige Denkmalpflege dar.

Die anonyme Architektur, deren Merkmale die Verwendung ortsspezifischer Materialien, ein aus den klimatischen Bedingungen der Region entwickelter Formenkanon und serielle Arbeitsweisen sind, erzielt mit einem Minimum an Aufwand ein Maximum an Wirkung. Anonyme Architektur ist einfache Architektur. Obwohl sie sich für viele moderne Lebens- und Arbeitsformen – besonders in landwirtschaftlichen Betrieben – neu anpassen muss, steht der unbestreitbare Mehrwert der „Menschlichkeit dieser Architektur, die Widerhall in uns finden sollte“ (Bernhard Rudofsky) außer Frage.

Wesentlich für das Erkennen und Wertschätzen des Einfachen ist das Wissen um dessen immante Werte. Man sieht nur, was man weiß. Man

kann nur pflegen, was man kennt. In der Denkmalpflege zählt die Inventarisierung zu den wesentlichen Aufgaben – sie stünde auch der Alltagskultur gut an.

„Es darf nicht übersehen werden, daß unser Zeitalter nicht mit jedem Jahrgang der neuen Zeitschriften neu beginnt, und es gibt viele Dinge – und das sind die besten –, die bereits vor langer Zeit ihre moderne Form erhalten haben.“ (Josef Frank)

Die Weiterentwicklung einfacher, auch alpiner Bauformen als Basis eines neuen, gelingenden Zusammentreffens von ländlichen und urbanen Lebensraum beschreibt der Schweizer Architekt Gion Caminada als „eine andere Vorstellung von Tradition. Tradition ist mehr als die Reflexion auf das Vergangene. Für mich bedeutet sie Konzentration auf das Gegenüber, auf das, was sich bewährt. Somit müssten eigentlich neue Traditionen möglich sein.“

Warum sollte sich als Resonanz auf diese neuen Traditionen nicht auch ein neues Bewusstsein in der Öffentlichkeit schaffen, welches das Einfache nicht mehr mit dem Trivialen verwechselt? Ein Bewusstsein, dessen Interesse im Erkennen der Unterschiede liegt, um im Einfachen jenen bisher unentdeckten Ausdruck hoher Formbeherrschung und klugen Materialbewusstseins zu finden. Die Praxis der Denkmalpflege beweist ja deutlich, dass das Erkennen des bisher Unentdeckten zu den wertvollsten Instrumenten des kulturellen Handelns zählt.

Zur Vertiefung des Wesens des Einfachen in der Welt der dreidimensionalen Formen sollten zwei profane Baudenkmale genannt werden, die bezüglich Materialität, Innovation und Verarbeitung weltweit vor ihrer Zeit lagen und weltweit über die Zeit wirken: die kaiserliche „Katsura-Villa“ nahe Kyoto, ein Gebäudeensemble und zugleich ein räumliches Abstraktum, das als einfacher Holzbau in seiner heutigen Form im Jahr 1645 errichtet wurde. Und der „Barcelona-Pavillon“, den Mies van der Rohe im Jahr 1929 für die Weltausstellung in Barcelona entworfen hat. Ein Meisterwerk der Raumschöpfung mittels Stein,

Glas und Wasser. Der Pavillon wurde zeitgleich mit der beeindruckenden Villa Tugendhat in Brünn und ihren ebenfalls von jeder Tragfunktion befreiten Wänden errichtet.

Ein dritte Ikone des Einfachen darf nicht unerwähnt bleiben: jenes Denkmal, das eine auf einem Kubus ruhende Kugel zeigt, und das als Monument aus zwei geometrischen Körpern zu den ersten nichtfigürlichen Denkmälern des 18. Jahrhunderts zählt: „Agathe Tyche – Stein des guten Glücks“. Goethe hat seinen Skulpturenentwurf nahe seinem Gartenhaus in Weimar im Jahr 1777 aus Stein errichten lassen.

Das Einfache hat es schwer. Oder – um ein Einsteinzitat abzuwandeln – unsere Zeit ist

gekennzeichnet durch die Komplizierung der Wege bei gleichzeitiger Verwirrung der Ziele. Vielleicht sollten wir dem Einfachen innerhalb des Wertefeldes der Kulturlandschaft „einfach“ wieder eine größere, umfassendere Bedeutung zumessen: etwa die sanften Hügel-Landschaften im Weinviertel tatsächlich als zu schützenden Raum – Träger der Spuren gestaltender menschlicher Bearbeitung von Bodenformationen – und als denkmalpflegerisch wertvolles Artefakt sehen? Mit „... kulturellem, aber auch wirtschaftlichen Wert. Landschaft trägt wesentlich zu unserer Lebensqualität bei und ist Teil unserer Geschichte und Identität. Weil sie einmalig und besonders ist, kann man sie – einmal zerstört – auch nicht wiederherstellen. Es gilt daher, die Hinterlassenschaften zu erhalten, zu pflegen und mit Leben zu erfüllen. Der Denkmalschutz hilft, dieses kulturelle Erbe gemeinsam mit den Menschen, die in der Region leben, zu bewahren.“ („Anfragen an das BDA“).

Kann/soll/muss der „einfache“ Blick in eine unverbaute und unverbaubare Landschaft Teil unseres kulturellen Erbes sein? „Die Anzahl der im Denkmalverzeichnis vermerkten baulichen Objekte liegt in Niederösterreich bei 10.555. (In ganz Österreich bei über 35.000, das sind etwa 1,5 % des gesamten Gebäudebestands von gut 2 Millionen. Die Denkmalliste umfasst neben unbeweglichen Denkmälern (Bauten, Archäologisches, Gärten) auch bewegliches Kulturgut (Kunstschätze, Sammlungen, Archivalien u.Ä.). Die Liste der unbeweglichen Denkmale unter Denkmalschutz enthält alle Baudenkmale im engeren Sinne, wie auch alle Archäologischen Denkmale, also neben Bauresten auch Fundorte und Fundhoffnungsgebiete.“ (BDA).

Eine vielfältige Kulturlandschaft hat hohen ideellen und materiellen Wert und trägt viel zur Lebensqualität und zur Standortattraktivität unserer Regionen bei. Regionaltypische Landschaft fördert das Wohlbefinden und bietet Erholungswert für alle, sie schafft Vertrautheit und gibt Orientierung in einer globalisierten Welt.

„Unsere Zeit ist die ganze uns bekannte historische Zeit“, postuliert der 1885 in Baden bei

Die Lebendigkeit des Materials und die Klarheit des Entwurfs ergeben ein Meisterwerk des Einfachen: Ausstellungsgebäude von Friedrich Kurrent, Sommerlein.



Wien geborene Architekt Josef Frank. 1958 erfindet er das Denkmodell des „Akzidentismus“, in welchem das „einfache Hereinnehmen“ des Zufälligen, des Emotionellen und des Unerwarteten als Bereicherung für den Entscheidungsprozess beschrieben wird. „Jeder Mensch braucht eine gewisse Menge von Sentimentalität, um sich frei zu fühlen. Diese fehlt, wenn er gezwungen wird, an jedes Ding moralische Forderungen zu stellen – zu denen auch die ästhetischen gehören. (...) alle Stellen, an denen wir uns wohl fühlen, Zimmer, Straßen und Städte, sind durch Zufall entstanden – auch der Markusplatz.“

So wie wir mehr und mehr erkennen müssen, dass mit dem Rückzug der Gletscher und der hochalpinen Eiszonen unsere – vermeintlich ewig gesicherte – Trinkwasserversorgung spürbaren Veränderungen ausgesetzt ist, müssen wir konstatieren, dass mit dem zunehmenden Verschwinden natürlich gewachsener Dorf- und Landschaftsstrukturen etwas ganz Essentielles verloren geht: das Wesen unserer Landschaften.

Peter Zumthor, Schweizer Architekt und Nobelpreisträger der Architektur, hat angesichts der zunehmenden Zersiedelung und Verbauung der Schweizer Landschaft einen sehr einfachen Vorschlag gemacht: Man möge alle derzeit noch unbebauten Flächen „auszonen“ und zu einem großen Naturpark machen. Damit entsteht eine

*Stein des guten Glücks,
Weimar: Goethes „einfaches“ Monument aus zwei geometrischen Körpern zählt zu den ersten nicht-figürlichen Denkmälern des 18. Jahrhunderts.*



zusammenhängende Kulturlandschaft vom Genfer bis zum Bodensee ... und alle als Bauland gewidmeten Flächen verdichten sich zu einem großen Siedlungsraum.

Doch vielleicht ist die Zeit bereits näher, als wir glauben, in welcher der freie Blick aus dem „einfachen“ Fenster in die unverbaute Landschaft wieder begehrt sein wird als das gebannte Starren auf die leuchtenden Displays. Ein dörflicher Anger im Weinviertel, ein historisches Flussbad am Kamp, ein zeitgenössisches Ausstellungsgebäude in Sommerein, das vorgefertigte industrielle Tragsysteme verwendet, ein römischer Stadtgrundriss nahe Hainburg: Das Einfache ist gemeinsamer Wesensinhalt aller dieser Raumstrukturen. Das Gebiet der einstigen römischen Stadt Carnuntum ist heute die größte archäologische Landschaft Mitteleuropas. Carnuntum war vom 1. bis ins 5. Jahrhundert n. Chr. besiedelt und wurde nach einem klaren orthogonalen Prinzip aufgebaut (die ägyptische Hieroglyphe „Kreuz innerhalb Kreis“ gilt als ursprüngliches Symbol für „Stadt“): stadtmittig das Forum, der Marktplatz, umgeben von Tempel, Markthalle, Gerichtsgebäude. Im Forum schnitten sich die beiden Hauptstraßen der Stadt, als Nord-Süd- und Ost-West-Achse. Alle weiteren Straßen verliefen parallel dazu und teilten die Stadt schachbrettartig in Wohnblocks.

Vier Gebäude wurden am Originalstandort wiederaufgebaut und offenbaren einen Blick in die römische Gesellschaft. Diese historischen Wohngebäude sind Orte überraschender Klarheit und struktureller Einfachheit. Dem privaten Wohnen mit geschütztem Innenhof kommt bei dieser Bauform besondere Bedeutung zu. Dieses Prinzip des Wohnens mit von außen uneinsehbaren Freiräumen erlebte im 20. Jahrhundert in den Projekten des verdichteten Flachbaues, im dem um einen Innenhof – einem grünen Wohnzimmer – das Wohngebäude L-förmig situiert ist, eine vielfältige Renaissance.

Niederösterreich birgt als größtes Bundesland Österreichs nicht nur die höchste Anzahl an Kulturgütern mit Denkmalcharakter, der Denkmalpflege stellen sich am Beginn des dritten

*Der Charakter unserer Dörfer wird wesentlich durch die zurückhaltende Gestaltung einfacher, selbstverständlicher Gebäude bestimmt – ein Vorbild des Bauens.
Im Bild: Patzenthal.*



Jahrtausends auch vollkommen neue Aufgaben. Das Einfache muss sich in neuen Wirkungsfeldern beweisen: Sowohl im Bereich des neuen Bauens als auch in den virtuellen Räumen von BigData benötigt unsere Gesellschaft analoge Kontrapunkte. Denn in der neuen Welt des zukünftigen materiellen kulturellen Erbes bedeutet „das Einfache“ vor allem eines: „online zu sein“. Alltagskultur findet zum großen Teil in wenigen globalen Datendiensten statt und bildet sich immer weniger in materiellen, archivierbaren Artefakten oder gesellschaftlich/physisch fassbaren Räumen ab. Zugleich sind rechtlich wie auch in Form der Zugriffsmöglichkeiten zukünftig alle Ausdrucksformen unserer Lebenswelten digital ausgelagert an die „dienenden“ Werkzeuge unserer Kommunikation. Der digitale Komfort wirkt simpel, ganz so einfach sind seine Implikationen aber nicht.

Die Denkmalpflege wird also ganz neuen Tätigkeitsfeldern gegenüberstehen. Um nur ein Beispiel herauszunehmen: Wie werden die digitalen Schwestern unserer großen Bibliotheken im 21. Jahrhundert aussehen? Nachdem beim elektronischen Buch nur mehr das Nutzungsrecht für das Lesen erworben werden kann, Bücher sich in „Daten-Wolken“ (Clouds) befinden, wird sich die Frage nach der Zukunft aktueller physischer

Bibliotheken, aber auch von Sammlungen, ganz neu stellen.

Das Einfache mutiert in der Frage nach Wesen und Erhalt eines zukünftigen architektonischen und baulichen Erbes in Richtung des Banalen. Denn viele Bauwerke werden nur mehr mit 25 bis 30 Jahren Bestandsgarantie für ihre Wärmedämm-Verbund-Fassaden errichtet. Das neue Bauen entwickelt sich damit zu einem kulturell eher bescheidenen, temporären, mehr ökonomischen als räumlichen Ereignis.

Zugleich ist mit den gravierenden baurechtlichen Forderungen nach genereller energetischer Sanierung aller Gebäude die substantielle Erhaltung alter Häuser nicht mehr möglich. Aus diesem Grund gehen mehr denn je einfache Wohnhäuser, Betriebsgebäude und Bauernhäuser verloren. Gerade aber diese einfachen Gebäude bilden in der Summe an zurückgenommener Gestaltung wesentlich den Charakter unserer Siedlungen und Dörfer – ihr ruhiges visuelles Grundrauschen ist der Rahmen des architektonischen Zusammenhaltes unserer regionalen Architektur. Wir benötigen Oasen des historischen Erbes!

Dörfliches und Ländliches: Qualitäten des Einfachen

Thomas Gronegger

Dorf und Dörfliches: eine Begriffsbestimmung

Die Sehnsucht nach Einfachheit verbindet sich oft mit idealisierenden Vorstellungen des Dörflichen und Ländlichen. Diese Sehnsucht (der Stadtmenschen) bezieht sich vermutlich auf Qualitäten des Einfachen, die man ahnt oder erlebt hat. In den Dörfern stehen und verschwinden Bauten und Nutzbauten eines kulturellen Erbes oft überkommener landwirtschaftlicher und handwerklicher Arbeitsformen. Die Einfachheit und raue Schönheit dieser (anonymen) Baustrukturen schafft es kaum über die Schwelle zum „kulturhistorisch schützenswerten Denkmal“ und stellt somit den schutzlosen Teil des Kulturerbes dar, der jedoch entscheidenden Anteil an der Wahrnehmung dörflicher Qualität haben kann.

Was ist nun das Dörfliche und Ländliche am Dorf, was sind die Qualitäten des Einfachen und

wie kann dieses Kulturerbe lebendig ins Bewusstsein breit getragener Verantwortung treten? Diese grundlegenden Fragen und Gedanken zum folgenden Beitrag entwickelten sich aus der Begleitung und Diskussion von fünf theoretischen und praktischen Bachelor-Arbeiten über Stetteldorf am Wagram zum Thema „Der Innenraum des Dorfes“.

Jedes Dorf ist eigen, jedes hat ein anderes Herkommen, eine andere Lage, andere Bezüge und ein anderes Wirtschaften. Aus der Weisheit und Erfahrung, die in die Herkunft der Worte und ihre wandelnden Bedeutungen einsickert, lässt sich ableiten, was von diesen unterschiedlichen Realitäten des „Dörflichen“ in der Wortbildung verbleibt. Der Versuch aus der Wortherkunft abzuleiten, was das Dörfliche, das Einfache und was Qualität ist, nimmt Distanz von idealisierender Vorstellung. Das kann uns



*Stetteldorf am Wagram
– Dorfansicht im
Bereich der Kellergasse
2016*



Inkersdorf – historische Aufnahme der aufgeschichteten Holztürme einer Fassbinderei

als Orientierung zum Nachdenken gegenüber heutigen Realitäten des Dörflichen dienen.

Das „Dorf“ ist nach Herkunft und Bedeutung des Wortes eine Ansammlung von Häusern und Gehöften, deren Einwohner sich der Landwirtschaft, der Viehhaltung und Bewirtschaftung des Waldes (und folglich den damit verbundenen Handwerken und Gewerben) widmen. Der Begriff „Bauer“ steht in Zusammenhang mit „Mitbewohner, Dorfgenosse“, und Genosse bedeutet „der, der das gleiche Vieh hat, der das Vieh gemeinsam hat“.

Nach der Wortherkunft ist das Dorf also geprägt vom Zusammenrücken der Bewohner, der Hoftypologien, von individuellem und gemeinschaftlichem Besitz von Gerät, Vieh, Weiden, Feldern und Wald. Das Umzäunen, Ummauern und die Anordnung der Bauten sowie das Anlegen von Wegen und Fluren spielen eine Rolle bei der Entwicklung der Dorftypologien. Der Begriff „Dorf“ hat auch mit „Versammlungsort“ und damit mit Beraten und Entscheiden sowie mit Ritus und religiöser Handlung zu tun. Bauten für das Zusammenkommen sind eine Konsequenz daraus.

Typologien des Dorfes

Haus und Hof, Gehöfte und deren Ansammlung bilden Typologien – beharrliche gewachsene Regeln zu Bauformen, die durch geringe Abweichungen Varianten, Besonderheit und Vielfalt hervorbringen

und dabei eine lebendige Einheit wahren. Das gilt für das Haus, den Hof, das Zueinander der Gehöfte und Fluren und für die Dorfstrukturen der Gegend. Typologien sind nicht beliebig, sie sind durch Orte, Menschen, Material und Landschaften bedingt und wurden immer auf neue Anforderungen hin weiterentwickelt. Das Beharrliche des Typus verbindet das Gewesene mit dem Kommenden, ohne Erneuerung zu verhindern – aber auch ohne einen Bruch herbeizuführen.

Leben und Arbeiten im Dorf

Nach der Wortbedeutung ist das Dorf stark auf sich bezogen, wirtschaftet aus sich heraus und tritt mit dem Außen in Kontakt, wenn es handelt oder seinen Abgaben nachkommt. Landwirtschaft, Handwerk und Gewerbe sind Lebensgrundlage des Dorfes. Der Gedanke, Wohnen und Arbeiten zu trennen, ist fremd. Das Dorf ist von der Sichtbarkeit landwirtschaftlichen, handwerklichen und gewerblichen Arbeitens geprägt. Heute hat sich diese Kraft des Dorfes „aus sich heraus“ gewandelt. Neues drängt stark durch Technologie und städtisch entwickelte Strukturen heran, die oftmals dörflichen Qualitäten die Grundlagen ihrer Existenz entziehen. Es ist eine wichtige Frage, wie so positive Kräfte „aus dem Dorf heraus“ wieder neu entstehen können, wo sie heute sinnvoll im Dorf anknüpfen können. Welche Rolle kann dabei das kulturelle Erbe traditioneller Dorf- und Baustrukturen spielen?

Erwerb und Haushalt

Aus der Zusammenschau zur Begriffsbedeutung „Dorf“ lässt sich auch ableiten, dass der ländliche „Haushalt“ aus dem Aufziehen der Kinder, dem Herstellen von Lebensmitteln und deren Konservierung für den eigenen häuslichen Gebrauch und Verzehr (sowie im geringen Umfang den Verkauf), dem Anfertigen von Dingen wie etwa durch Spinnen und Weben von Stoffen, aber auch aus der Pflege und Reparatur von Haus und Hof, Gerät und Werkzeug besteht. All das verlangt umfassende handwerkliche Fertigkeiten. Weite Aufgabenbereiche des Haushaltes lassen sich nicht genau von der landwirtschaftlichen Erwerbsarbeit abgrenzen. Die Führung des

Frauen, die beim Verarbeiten von Federn zusammensitzen (historische Aufnahme)



Haushalts steht dem Erwerb in der Komplexität des Wissens und der erforderlichen Fähigkeiten in nichts nach.

So ein „erweiterter“ Haushalt stellt ein wichtiges immaterielles Kulturgut dar. Dieser Haushalt verbraucht nicht nur, sondern trägt mit seiner Produktion zum Erhalt der Vielfalt, zur Entwicklung eines Urteilsvermögens über Qualität, zur Sparsamkeit und zur Weitergabe des Wissens und der Fertigkeiten bei. Damit bildet er das polare Gegenüber zum „Konsum“. Teilbereiche dieses „erweiterten Haushalts“ sind von neuer Aktualität besonders für junge Generationen. Viele Arbeiten des „erweiterten Haushalts“ können nur in gemeinschaftlicher Arbeit über die Familiengrenzen hinweg bewältigt werden.

Gemeinsamer Besitz, gemeinschaftliche Sorge, Beratung und Entscheidung

Aus der Wortherkunft leiten sich das enge Zusammenrücken im Dorfverband und die Ähnlichkeit der Erwerbsgrundlage ab und sie legt das Teilen von Aufgaben, Geräten, Sorge und Pflege sowie von Bereichen des Besitzes nahe. Teilen und gemeinsamer Besitz verlangt Austausch, Beratung, Regel und Entscheidung.

Regeln der Nachbarschaftlichkeit, die der Überschaubarkeit dörflichen Lebens und gemeinschaftlicher Entscheidungsstrukturen entsprungen sind, stellen ebenso ein immaterielles Kulturgut dar. Das Beispiel solcher von der Gemeinschaft entwickelter Regeln hat heute das Potenzial zur Bildung eines breiten Bewusstseins und der Förderung der Identifikation mit dem „nicht geschützten dörflichen Kulturerbe“. Dorfbewohner, die sich rege austauschen, nachdenken und mitreden, sind eine unabhängige, überzeugende Kraft und von fundamentaler Bedeutung für den Erhalt und das Beleben des „einfachen“ Kulturerbes.

Was meint Qualität und was kann „einfach“ bedeuten?

Uns interessieren nun die Qualitäten des Einfachen im Dorf mit besonderem Augenmerk auf einfache bauliche und dörfliche Strukturen. Was meint „Qualität“ und was kann „einfach“ bedeuten? Qualität bezeichnet die wesensbedingten oder wesensgemäßen besonderen (guten oder gelungenen) Eigenschaften von „etwas“. „Etwas“ kann dabei ein Ding, eine Person, Teil der Natur oder auch ein Prozess sein. Die Frage nach der Qualität wird somit

letztlich nicht über Kategorien fassbar. Sie verlangt Zeit und Zuwendung und vor jeder Wertung ein waches Wahrnehmen des singulären Wesens von etwas.

Der Begriff „einfach“ wiederum, bezogen auf die Erscheinung von Dingen, Bauten, Räumen bedeutet Einheitlichkeit, Überschaubarkeit, Schlichtheit, Stimmigkeit. Bezogen auf Prozesse kann man noch die Übersichtlichkeit ergänzen und bezogen auf Personen lässt sich noch die Bescheidenheit anfügen. Bevor der mit „Einfach“ sprachverwandte Begriff „Einfalt“ seine negative Bedeutungsverschiebung zum „Törichtchen“ hin erfuhr, war die positive Bedeutung der Unvermischtheit, Reinheit und Lauterkeit, der natürlichen Schlichtheit und Offenheit, der Arglosigkeit und Aufrichtigkeit wichtig. Der Begriff „Einfalt“ bezogen auf die Ästhetik bedeutet bei Winkelmann das ungekünstelte (natürlich schlichte) Zusammenstimmen aller Teile des Kunstwerkes. Hier öffnet sich eine wichtige Spur für das Verständnis von Einfachheit in Bezug auf den Bau und Raum. Ein aus vielen Teilen Zusammengesetztes kann auch „einfach“ sein, sofern es stimmig ist. Stimmig meint proportioniert. Hier stoßen

wir auf den, für das Verständnis der Baukunst so fundamentalen Begriff der Proportion. Nach Vitruv begrifft man unter Proportion ... [die harmonisch zusammenstimmende Durchbildung, der einzelnen Teile der Bauschöpfung, wie ihrer gesamten formalen Erscheinung ...]. Das ist geradezu eine Metapher für ein funktionierendes Gemeinwesen.

Mit der Zusammenschau der Wortbedeutungen zu „Qualität“ und „Einfach“ bezogen auf das Dorf, ergeben sich wichtige Hinweise für die Frage des Wesens und des Besonderen des Dorfes. Nah am Wesen des Dorfes ist im gelungenen Fall die Überschaubarkeit, Einheitlichkeit, Schlichtheit, Bescheidenheit, Natürlichkeit, Offenheit ... bis hin zur stimmigen Vielschichtigkeit.

Zur Frage der Identität

Es ist wohl so, dass die Mehrheit der Menschen sich nach einem identitätsstiftenden, unverkennbaren Ort sehnt. Als identitätsstiftend gilt insbesondere das Entfalten einer Haltung einzelnen und gemeinschaftlichen Anteilnehmens, Erarbeitens und Pflegens lokalen Gutes. Dazu gehören der Ort selbst, die Pflege und der Gebrauch gemeinschaftlicher



Nutzgärten in Stetteldorf am Wagram 2016



Gründe, Bauten oder Geräte, das Begehen von Festen und Bräuchen, das Beachten gemeinschaftlich festgelegter lokaler Regeln etc. Der Schlüssel zur Identität liegt also im vitalen Wechselverhältnis Einzelner mit dem gemeinschaftlichen Organismus (C. Caminada, J. Perger). Der Umgang mit dem baulichen und dörflichen Kulturerbe kann nicht ohne die Frage nach der Festigung von Identitäten und der Identifikation mit dem Kulturerbe betrachtet werden.

Realitäten des Dörflichen: Erhalt des Einfachen durch Belebung

Wenn ein großer Teil der erwerbstätigen Dorfbewohner zur Ausführung des Berufes in die nächsten Städte oder Gewerbegebiete pendelt, ist ein wesentliches identitätsbildendes Moment vieler Einwohner ausgelagert (ihr Tun, ihre Kenntnisse, ihre dazugehörigen Arbeitsmittel). Man kommt zur Familie, in die Freizeit und zum Schlafen nach Hause ins Dorf. Pendelndes Distanznehmen kann aber auch frische Energien und Gedanken der Zuwendung in Gemeinschaftliches einbringen, wenn sie gut andocken können.

Die Versorgung der Dörfer durch Supermärkte an den Dorfrändern ist heute häufige Realität. Es gibt aber gute Beispiele, wie die handwerkliche Produktion und das Konservieren von Lebensmitteln für den eigenen Verzehr und den

Verkauf im lokalen Bereich funktionierender Bestandteil des Erwerbs und der Versorgung ist. Im Dorf ist dieses Wissen eng verbunden mit der teils recht lebendigen Kultur der Nutz- und Obstgärten. Hier wird deutlich, wie eng Bereiche des „erweiterten Haushalts“ mit dörflich sichtbaren Strukturen zusammenhängen können. Nur wer fähig ist, anzubauen, zu pflegen und die Ernte zu verarbeiten, wird Nutzgärten zukünftig erhalten. Welche „Qualität des Einfachen“ Nutzgärten für das Dorf bedeuten, wird an der Dichte und Vielfalt in Stetteldorf am Wagram besonders klar.

Die Auslagerung von Betrieben aus den Dörfern in Gewerbegebiete ist nur zum Teil notwendig und sinnvoll. Zur Belebung des Dorfes gehört es, das Gewerbe, das Handwerk und die Landwirtschaft im Dorf zu behalten und nicht allein an die Ränder zu drängen oder absiedeln zu lassen. Handwerk und Gewerbe im Dorf stärken und entwickeln Identitäten.

Die Entwicklung der Gewerbegebiete ließe sich so reduzieren. Notwendige Gewerbegebiete lassen sich auch mit sorgfältiger, integrierender Rücksicht auf das Kulturerbe unserer Dörfer und Landschaften planen. Kaum oder nicht mehr genutzte Scheunen und leerstehende, meist alte, den Dorfcharakter mitprägende Bauten können mit Geist, Idee und entgegenkommender Offenheit neuer Nutzung zugeführt werden.

Scheunen im Dorf und an den Rändern sind ein „Kulturgut leisen Verschwindens“. Spuren der Arbeitskultur gehen verloren. Jeder Verlust schmerzt, und das Dorf wird gesichtsloser. Stadel, die nicht mehr benutzt werden, mögen für manche unnütz in der Gegend herumstehen und stehen denen, die bauen wollen, im Weg. Umsichtig überlegt muss das kein Widerspruch sein. Interessante Beispiele für neue (und alte) Nutzungen und Erfahrungen mit dem Umbau gibt es. Dieses Kulturgut zu kartieren und über passende Nutzung nachzudenken, sollte im Interesse des Dorfes liegen. Das Beste aber ist, die Stadel für das zu nutzen, wofür sie aufgestellt wurden – landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, Holz, Heu und Stroh usw.

Dörfer organisieren rege Aktivitäten meist in Vereinen und der Freiwilligen Feuerwehr. Vereine sind vorwiegend dem Sport, der Freizeit, der Kultur und Musik gewidmet. Es bräuchte auch Orte für das Nachdenken und tätige Entwickeln des Dorfes. Orte, die das Zusammenkommen eines offenen Kreises engagierter und weitsichtiger Frauen und Männer aller Generationen ermöglichen. Menschen mit Verantwortungsbewusstsein, Fertigkeiten, Fähigkeiten und vor allem Gespür, die den Ort und die Umstände kennen oder neu hinzugekommen sind und einen neuen Blickwinkel einbringen. Es geht um mittel- oder langfristiges Nachdenken über die Entwicklung des Gemeinschaftlichen,

bevor Entscheidungsdruck differenzierten Konsens verhindert. Nicht nur um das Erkennen neuer Themen, Abwägen und Reagieren mit Haltung und Richtung, sondern auch um das Definieren, Herausfordern und Zuspitzen neuer Themen, um das kontinuierliche Entwickeln eigenständigen unabhängigen Nachdenkens, das sich der Sache und tragender Ideen zur Weiterentwicklung des kulturellen Erbes und der Qualitäten dörflicher Einfachheit widmet.

Ohne praktisches Tun redet es sich zu leicht. Eine Dorfwerkstatt für das Nachdenken in Begleitung handwerklichen Tuns erleichtert und entspannt das Zusammenkommen, stellt Gedanken auf den Prüfstand, entwirft und veranschaulicht Ideen, zeigt Beispiele, baut Modelle neuer möglicher Konstellationen. Handwerkliches Arbeiten, Nähen, Reparieren, Einkochen etc. sind ein guter Anlass zusammenzukommen – und tragende Gedanken zu fassen.

Gestalterische Studien zum dörflichen Kulturerbe

Die eingangs erwähnten Bachelorprojekte mit den Studierenden Bavcevic, Tiefenbacher, Kresbach, Kuhn und Pepl versuchen aus der direkt vor Ort geschehenen gestalterisch tätigen Auseinandersetzung mit dem einfachen baulichen Kulturerbe Stettdorfs sensible Bauten und Bereiche auszuwählen und angemessene Themen und gestalterische Studien zu entwickeln, die sich insbesondere dem Ortskern widmen. Später werden daraus konkrete Konzepte und Entwürfe generiert: Einrichtung einer Dorfwerkstatt mit mitbewirtschaftetem Café im Bereich des Kirchplatzes, Studien zu einem vorsichtigen Umbau des ehemaligen Milchkasinos mit Orientierung nach außen zum Dorfplatz, für Musiker, Theater und die jetzige Berg- und Naturwacht, eine Studie für eine Neunutzung einer Scheune für einfache Unterkünfte für Gäste und Pilger, eine Studie für zurückhaltende Gestaltungen bei der ehemaligen Rossschwemme (baden und eislaufen) und Studien zum Friedhof. Alle diese Projekte haben zum gemeinsamen Anliegen, durch schlichten Umbau oder Ergänzung vorhandenen „einfachen“ Kulturerbes die Besonderheiten des Dorfes zu wahren und angemessen neu zu beleben.

*Arbeit in der Scheune
(historische Fotografie)*



Zum Einfachen am Beispiel der Maria Biljan-Bilger Ausstellungshalle in Sommerein

Friedrich Kurrent

Die Maria Biljan-Bilger Ausstellungshalle in Sommerein am Leithagebirge wurde in neun Jahren, von 1995–2004, gebaut. Die Künstlerin, meine Frau, starb 1997 und hat den Anfang noch gesehen. Ab 1998 gründeten wir einen Verein von Freunden, die als Bauherrenschaft den Bau zum Abschluss brachte.

Die Lage am Rande des aufgelassenen Steinbruchs, neben dem Althaus an der Straße, in Nachbarschaft zu zehn Weinkellern ist sowohl baulich als auch landschaftlich reizvoll. Um mit Baukonstruktion und Raumbildung zu beginnen: Altes Leithakalk-Sandsteinmaterial von einem Abbruchhaus bildet die Wände. Ein mittig durchgehender Stahlbeton-Träger auf Rundstützen teilt den unregelmäßigen Grundriss in zwei Teile. Über die auf- und abschwingenden Raumteile wurden auf die Stahlbeton-Randträger wechselweise Wienerberger-Tonträger gelegt. Diese Inspiration stützt sich auf das Schulgebäude von Antoni Gaudi in Barcelona, zu Füßen der Sagrada Familia. Mit geradlinigen Bauteilen können Kurven erzeugt werden.

*Maria Biljan-Bilger
Ausstellungshalle in
Sommerein*



Die Fundamente, den Stahlbetonbalken und die Verlegung der Dachbalken führte die Sommerer Firma Hermann Hums aus. Das Steinmauerwerk wurde von drei türkischen Maurern errichtet – 60 cm stark. Alle Öffnungen, Türen, Tore und Fenster können mit Stahlblechen verschlossen werden. Wir heizen nicht. Die Luft kann durch die Halle streichen. Die Fenster haben bewegliche Stege, bei Schließung sind sie zugleich Einbruchschutz. Alle Details wurden mit den Handwerkern entwickelt.

Die Materialien sind sowohl für die Bauerscheingung als auch für den Innenraum entscheidend. Der Bau folgt der Geländelinie, die etwas ansteigend ist. Die breitere Eingangsfront ist einen halben Meter höher als das schmälere Ende des Gebäudes. Für die Raumbildung sind die immateriellen Eigenschaften, wie Licht und Luft, auch die Akustik, entscheidend. Hohes Seitenlicht ist zur Wahrnehmung von Skulpturen das Beste – besser als reines Oberlicht. Wenige Einbauten, wie die Toilettenanlage, sind notwendige Ergänzungen.

Die auf- und abschwingende Baustruktur und die gleichermaßen innere Raumbildung ergänzen sich. Für die Wahrnehmung wird auf einfachste Weise der Zusammenhang erzielt. Der komplizierte Zusammenhang erscheint einfach.

Ein Jahr nach Fertigstellung der Sommerer Ausstellungshalle hielt ich am 9. Oktober 2005 auf Burg Rothenfels am Main einen Vortrag über „Reduktion und Gestalt“. Rudolf Schwarz hatte als erste sakrale Verwirklichung dort gebaut. Einfachheit wird durch Reduktion erreicht, sagte ich damals – vielleicht und wahrscheinlich auch durch Askese – und nicht über Moden wie „Minimalismus“. Das Einfache zu erreichen, ist sehr kompliziert.

„Noch nie hat jemand etwas zu Einfaches gesehen“, sagte uns Konrad Wachsmann.

Von seinem Bauherrn Albert Einstein ist der Anspruch überliefert: „So einfach wie möglich, aber nicht einfacher.“ „Das Einfachste ist nicht immer das Beste, aber das Beste ist immer einfach“, wissen wir von Heinrich Tessenow. Adolf Loos' radikale Reduktion („Ornament und Verbrechen“) und sein Plädoyer für Sparsamkeit („Raumplan“) hängen mit Einfachheit zusammen. Einfach sein heißt reduzieren, sparsam mit Material und Raum umgehen.

Mies van der Rohes Diktum „Weniger ist mehr“ scheint mir ebenfalls in Richtung Einfachheit gesagt. Der deutsche Weltausstellungspavillon des Jahres 1929 in Barcelona ist ein Beispiel für Reduktion und Gestalt sondergleichen. Ludwig Wittgenstein unterwarf sich beim Hausbau für seine Schwester äußerster Reduktion. Als gelernter Maschinenbauer konstruierte er die metallenen Türen, Fenster und Courtienen in Millimeterarbeit. Einfachheit steht mit Wahrheit in Verbindung. Mein Münchner Vorgänger an der Technischen Universität München, Hans Döllgast, hat aus der Not der Nachkriegszeit eine Tugend

gemacht. Seine bedeutenden Anschauungsbeispiele, die Alte Pinakothek und die alten Friedhöfe, zeigen dies.

Die Schlusssätze meines damaligen Vortrages möchte ich hier wiedergeben: Selbst komme ich mehr und mehr mit weniger und weniger zurecht: Baustruktur und Raumbildung genügen mir als Kriterien einer Architektur. Baustruktur beinhaltet alles Konstruktive, die Materialien, die Tektonik, letztlich die bauliche Erscheinung. Das Greifbare, das materielle Bauwerk. Raumbildung betrifft die immateriellen Bauelemente. Das Nicht-Greifbare, Luft und Licht. Akustik. Den innigen Zusammenhang zwischen Baustruktur und Raumbildung oder umgekehrt zwischen Raumbildung und Baustruktur in völlige Übereinstimmung zu bringen, ist für mich das höchste Ziel der Architektur. Dies zu erreichen ist zugleich der mühsame Weg zu Gestalt und Einfachheit.



*Maria Biljan-Bilger
Ausstellungshalle in
Sommerein*

Ästhetik des Einfachen in der Anonymen Architektur

Gerold Eßer

*Denkmalgeschütztes
Presshaus des 17. Jahr-
hunderts bei Watzels-
dorf: kubischer, öff-
nungsarmer Baukörper
mit vierseitig abge-
walmtem, ziegelgedeck-
tem Dach*

Anonyme Architekturen sind für weite Teile der niederösterreichischen Landschafts- und Siedlungs- räume außerhalb der Städte noch immer prägend. Unter dem Begriff der Anonymen Architektur werden in der Regel jene Bauwerke zusammengefasst, die nicht durch bekannte Baumeister, Architekten oder Künstler geplant und unter deren Leitung errichtet wurden. Gemeint sind im Allgemeinen also zunächst Gebäude, deren Gestalt und äußere Erscheinung nicht Ergebnis eines bewussten, auch ästhetisch-künstlerische Kriterien berücksichtigenden Planungs- und Umsetzungsprozesses sind, die gleichwohl in den meisten Fällen – als einzelne Bauwerke wie auch in Gruppen – über einen starken Ausdruck und eine besondere ästhetische Erscheinung verfügen.



Unter dem Begriff der Anonymen Architektur – in wesensverwandten Zusammenhängen ist auch von naiver oder vernakulärer Architektur die Rede – wird zudem jenes Bauen verstanden, das seine Kraft aus den über lange Zeiträume hinweg verfeinerten baulichen und bauhandwerklichen Traditionen der Regionen, in denen sie entstehen oder entstanden sind, gewinnt; ein regional verankertes Bauen also, das folglich noch nicht – oder nur wenig – durch industrielle oder globale Formen der Bauproduktion beeinflusst ist. Die anonyme Architektur der ländlichen Siedlungsräume Niederösterreichs umfasst in der Regel also die Gesamtheit all jener dem traditionellen Bauen verpflichteten Bauwerke, die auf Grund ihrer Vielzahl, strukturellen Dichte und ihrer Verflechtung mit gewachsenen Siedlungs- und Landschaftsräumen in vielen Bereichen die Lebenswelten der Menschen noch immer bestimmen.

Anonymen, traditionellen, naiven oder vernakulären Architekturen haftet in vielen Fällen der Nimbus des Einfachen, vielleicht auch des Nachvollziehbaren, Logischen und Erklärbaren an, welcher ihnen eine gewisse Kraft und Stärke und ihren besonderen Ausdruck verleiht. Betrachtet man kritisch vergleichend Bauwerke, die den Bautraditionen einer bestimmten Region verpflichtet sind, so gewinnt man zudem stark den Eindruck, dass diese Gebäude Ausdruck eines ihnen innewohnenden, einfachen Regelwerkes sind, welches ihre Lage und Anlage, innere Struktur und äußere Gestalt bestimmt.

Anonyme Architekturen basieren in Entwurf und Ausführung oft auf einfachen geometrischen Formen, die in ihrer Kombination in Grundriss und Aufriss eine begrenzte Anzahl klarer Raumvolumina erzeugen. Ihre Lage zueinander ist meist einem klaren und einfachen Ordnungsprinzip



Brandlhof in Radlbrunn; die Wirkung der Baukörper wird ganz durch das Zusammenspiel der Bauvolumina mit Licht, Oberflächentexturen und Materialfarben bestimmt.

verpflichtet, das gleichwohl Abweichungen von einer allzu strengen, maßgenauen Auslegung geometrischer Vorgaben toleriert. Lage, Größe und Anzahl von Öffnungen in Umgrenzungsflächen sind vor dem Hintergrund der durch Nutzungen vorgegebenen Notwendigkeiten einer gewissen, fast schon kanonischen geometrischen Regelmäßigkeit und Art der Ausbildung verpflichtet.

Zur Anwendung kommen überwiegend regional verfügbare, aus natürlichen Ressourcen gewonnene Baumaterialien. Die Farbigekeit der Oberflächen entspricht jener der verbauten Materialien selbst (Materialfarben) oder wurde unter Zugabe von aus natürlichen Rohstoffen gewonnenen Pigmenten erzeugt. Oberflächentexturen sind entweder jene der Baumaterialien oder sie wurden durch handwerkliche Bearbeitung verfeinert. Durch ihre Größe, kleinteilige, oft additive Struktur und die fein abgestimmten Beziehungen der Gebäude zu den Außenräumen (Freiflächen), die handwerkliche Bearbeitung und das Zulassen von verkraftbaren Maßabweichungen wohnt allem ein menschlicher Maßstab inne. Die Verwendung natürlicher, regionaler Materialien bezeugt die Verbundenheit der Bauten mit der Landschaft, in die sie eingebettet sind.

Im Detail haben wir es daher mit möglicherweise einfachen, sinnfälligen Regeln zu tun; in der Kombination der einzelnen planerischen und baulichen Rahmenbedingungen und Vorgaben bilden

diese einfachen Regeln aber ein komplexes, in sich geschlossenes, spezifisches Regelwerk, das das gesamte traditionelle Bauen einer Region bestimmt und von dem letztlich der gesamtheitliche, harmonische Ausdruck der gebauten Umwelt abhängt.

Gesellschaftlich-historische Grundlagen des regionalen Bauens

Der vorangegangene Absatz ließ immer wieder anklingen, dass die anonymen Dorfarchitekturen in ihrer Gestalt und ästhetischen Wirkung keineswegs als isolierte, aus ihren baulichen und landschaftlichen Kontexten herausgelöste Einzelobjekte betrachtet werden können. Vielmehr sind die einzelnen Bauwerke nur in kleinräumigen Siedlungsverbänden erklärbar und gewinnen letztlich erst als unabdingbare Bestandteile der gewachsenen Siedlungs- und Kulturlandschaften, denen sie angehören, in einem größeren baulich-kulturellen Zusammenhang ihre tiefe Bedeutung.

Unsere Siedlungs- und Kulturlandschaften sind über große Zeiträume durch das kontinuierliche, regelbasierte und durch wirtschaftliche und gesellschaftliche Rahmenbedingungen bestimmte Tun des Menschen gestaltete, qualitätsvolle Lebensräume für Menschen, Tiere und Pflanzen. Betrachtet man die verschiedenen in den niederösterreichischen Regionen beheimateten, vor allem durch die jeweiligen, teils stark voneinander abweichenden landschaftlichen Gegebenheiten sehr unterschiedlich ausgeprägten historischen Siedlungs- und Kulturlandschaften aufmerksam, so wird schnell klar, dass deren Charakter erst aus dem Zusammenspiel aus Topographie, Bodenbeschaffenheit und Pflanzenbestand, der menschlichen Nutzung und Bearbeitung der Naturräume sowie dem Bauen selbst in ihrem historischen Werden erklärt werden können.

Unabhängig von den in den einzelnen Regionen ausgebildeten, noch heute den Bestand prägenden Siedlungs- und Hauslandschaften – seien es etwa die im Weinviertel vorherrschenden Sammel-siedlungen oder die im Waldviertel in manchen Bereichen vertretenen Streusiedlungen – waren insbesondere die durch Aufbau und Organisationsform der Gesellschaft vorgegebenen Bedingungen

ausschlaggebend für die bauliche und landbauliche Aneignung der Naturräume, beginnend mit der hochmittelalterlichen Siedlungsaktivität in bis dahin noch weitgehend extensiv genutzten Naturräumen.

Noch heute lassen die historisch gewachsenen Siedlungsstrukturen erkennen, welche gesellschaftlichen Grundlagen für die bauliche Ausprägung der Siedlungen im Ursprung ausschlaggebend waren und noch bis in das 20. Jahrhundert hinein bestimmend blieben. So spiegeln etwa die Einfachheit und Gleichartigkeit der Nutzungsformen von Flächen und Gebäuden den relativ flachen hierarchischen Aufbau der bäuerlichen Gesellschaften wieder. Die Anlage der Gemeinwesen erfolgte im Zuge der Kolonisation durch Parzellierung des Grundes nach einem jeweils gesellschaftlich relevanten Prinzip mit dem Ergebnis, dass die Gliederung und Verteilung von Flächen und die Errichtung von Gebäuden die relativ gleichartigen Bedürfnisse der Mitglieder der Dorfgemeinschaften befriedigten. Bauentscheidungen und Beauftragungen wurden vor Ort durch die Eigentümer (Grundherren) und Nutzer (Bauern) getroffen und Bauausführungen durch überwiegend lokale

Bauhandwerker – sowie wo möglich im Eigenbau – vorgenommen. Beim Bauen war die Nutzung lokal verfügbarer Baumaterialien sowie des örtlichen Bauwissens (Baufachleute und Allgemeinwissen) alternativlos. Das Bauen war durch den praktischen Gebrauch der Objekte für Zwecke des Wohnens, Wirtschaftens und den Kultus sowie durch die bewährte Bautechnik konstruktiv und auch formal bedingt.

Die Folge dieser Verhältnisse war die auf realen Gegebenheiten basierende, also zwangsläufige und daher folgerichtige, Etablierung sowie eine den sich wandelnden Lebensumständen, Nutzungserfordernissen und der technischen Weiterentwicklung angepasste Schärfung von sinnvollen und nachvollziehbaren Regeln des Bauens, die nur in Teilbereichen durch eigenständig entwickelte Gestaltungsprinzipien ergänzt wurden. Das auf diese Weise sukzessive etablierte Regelwerk war letztlich die feste Grundlage, die zur Ausbildung regionaler Baukulturen führte.

Die Baukultur des Weinviertels

Vom Allgemeinen zum Konkreten: Was oben mit einer gewissen, auf viele Regionen zutreffenden

Darstellung der Melker Pfarre Weikendorf im Marchfeld von F. Mayer, 3. Viertel 18. Jahrhundert; erkennbar ist die regelmäßige Anlage der Höfe entlang der Dorfstraße.



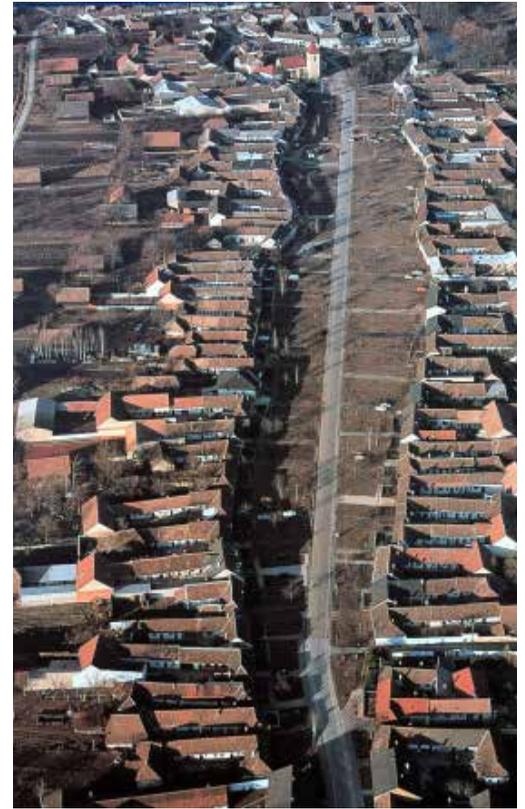
Immendorf in der Vogelschau; die regelmäßige Kammstruktur der rechtwinklig zu Straße und Anger angelegten Höfe geht auf die Gründung des Dorfes im Mittelalter zurück.

Allgemeingültigkeit formuliert wurde, soll im Folgenden am Beispiel des Weinviertels und seines überlieferten Bau- und Siedlungsbestandes mit dem Fokus auf die einfache Regelmäßigkeit der dieser Region eigenen anonymen Baukultur konkret erläutert werden.

Die meisten Dörfer des Weinviertels gehen in ihrer Gründung auf das Hoch- und Spätmittelalter zurück, als in wiederkehrenden Wellen der Kolonisation Bauern in Gruppen unter Leitung von durch den Landesherrn autorisierten Anführern sukzessive das Land besetzten und urbar machten. Die Gründung eines Dorfes erfolgte in einer immer ähnlichen Weise: Dem System der Sammelsiedlungen folgend wurden zur Bebauung vorgesehene Flächen entlang eines Verkehrsweges in einer kammartigen Struktur in mehr oder weniger gleich große Parzellen aufgeteilt und zur Bebauung an Lehnnehmer übergeben.

In der einfachsten Form, dem so genannten Zeilendorf, verfügte ein solches Gemeinwesen über eine öffentliche Straße, rechtwinklig dazu orientierte, handtuchartige Baugrundstücke, „hintaus“ gelegene Gärten sowie um das Dorf herum angeordnete, nach einem verbindlichen System zyklisch zu bewirtschaftende Fluren. In der Variante mit beiderseits der Straße angeordneten Baugrundstücken entstand der im Weinviertel verbreitete Typus des so genannten Straßendorfs. In vielen Fällen wurden die Dörfer in einer weiteren Variante, dem so genannten Angerdorf, mit einer im Inneren gelegenen, der gemeinschaftlichen Nutzung zugeordneten Freifläche ausgestattet, in der die wenigen Straßen des Dorfes mündeten. Kirchliche Bauten wurden entlang der Verkehrswege oder im Bereich des Angers angeordnet oder nahmen eine – zumeist topografisch herausgehobene – Randlage ein.

Um das Dorf herum, an der Grenze zwischen den Baugrundstücken bzw. Gärten hin zur offenen Flur, wurden später begleitende Wirtschaftswege, die „Hintausgassen“, angelegt, die eine alternative Erschließung der Grundstücke ermöglichten. Diese klare und nach praktischen Erfordernissen ausgerichtete siedlungsbauliche Struktur findet sich in fast allen Weinviertler Dörfern wieder.



Sie hat sich bis in unsere Zeit hinein als dominierendes Element erhalten. Der baulich definierte Übergang von den öffentlichen Bereichen (Straße und Anger), über die Privatzone (Höfe) zu den Agrarflächen macht die Beziehung des Dorfes und seiner Architektur zur Landschaft sinnfällig. Die Lage der Dörfer in sanften Taleinschnitten definiert zusätzlich diese Beziehung.

Durch die Entwicklung der Hofstrukturen von den typologisch älteren giebelständigen Streckhöfen, die noch eine visuelle Öffnung der Höfe zur Straße ermöglichten, hin zu den Hakenhöfen mit ihren längs der Straße in geschlossener Bauweise angeordneten Wohngebäuden wurde die räumliche Grundstruktur der Siedlungen weiter geschärft: Geschlossene Innenhöfe waren die Folge mit ihren ganz besonderen Qualitäten nicht einsehbarer, privater Hofbereiche, während die die gemeinschaftlichen Außenräume begrenzenden Straßen- und Platzkanten jetzt durch geschlossene Häuserfronten

*Kellergasse in Zellern-
dorf mit Pfarrkirche
und Karner: Einfache
geometrische Formen
erschaffen ein würdiges
Ensemble in der
Verbindung von Leben
und Arbeiten, Tod und
Erinnern.*



gefasst und mittels einfach dekorierter Fassaden nobilitiert wurden.

Das Bauen beruhte auf der Anwendung geometrisch einfacher Grundformen. Grundrisse und Aufrisse sind durch das Rechteck bestimmt, wie die im Verbund stehenden Gebäude der Streck-, Haken-, Dreiseit- und Vierseithöfe zeigen. Im Dachbereich dagegen dominiert mit gegen 45 Grad geneigten Flächen das Dreieck. Satteldach, Walmdach und Krüppelwalm sind deshalb die auf allen profanen Bauwerken realisierten Dachformen. In der Kombination ergeben sich einfache Gebäudevolumina, die durch Veränderung der Maßverhältnisse, durch Verschneidung, Aneinanderreihung oder eine gestaffelte Aufstellung in ihrer Erscheinung variiert wurden.

Fassaden sind durch einfache Öffnungsraster bestimmt. Es dominiert die Wandfläche, in die meist in regelmäßigen Abständen Fenster- oder auch Türöffnungen im jeweils nur minimal notwendigen Größenmaß auf simple Weise eingeschnitten sind. Während Wohnhausfenster stehende Formate aufweisen, sind die kleineren Fensteröffnungen der Wirtschaftsgebäude meist als liegende Rechtecke ausgeführt. Nur die

zur Hauptseite ausgerichteten Hoffassaden sind als „Schauseiten“ zusätzlich mittels dekorativer Elemente gestaltet.

Mit nur wenigen, einfachen, natürlichen und lokal verfügbaren Baumaterialien kommt das gesamte Bauen aus: Fundamente sind – wenn überhaupt vorhanden – in Bruchsteinmauerwerk errichtet. Aufgehende Mauern älterer Gebäude bestehen zur Gänze oder in Teilen aus dem vor Ort abgebauten Lehm. In jüngeren Gebäuden sind dann gebrannte Lehmziegel die Regel. Mörtel und Putze verwenden anstehende Sande unter Zugabe von Bindemitteln wie etwa Kalk oder Lehm. Stürze über Öffnungen, Decken, Dachtragwerke und Teile der bauweisen Gebäudeausstattung wie Fenster, Türen und Läden sind aus Holz gefertigt. Dachdeckungen bestehen aus gebrannten Flachziegeln, früher dagegen waren Dächer auch in Stroh gedeckt. Böden sind mit Holz, Bodenziegeln oder keramischen Platten belegt. In einfachen Wirtschaftsbereichen finden sich noch gestampfte Lehm Böden. Auf Zug belastbare Tragelemente bestehen aus Eisen oder Holz. Beschläge sind in Eisen gefertigt. Die Erscheinung prägt eine durch die wenigen

verbauten Materialien reduzierte Palette der Farbigkeit und Textur.

Bewertung

Für die Menschen des 21. Jahrhunderts haben die über Jahrhunderte gewachsenen, baulich manifesten Gemeinwesen in ihrer strukturellen Anlage sowie ihrer baulichen und räumlichen Ausprägung noch immer einen hohen Wert, sind die bestehenden siedlungsräumlichen und baulich-architektonischen Qualitäten doch auch im heutigen Alltag auf vielfältige Weise präsent. So vermitteln etwa die historischen Objekte durch die bautypenübergreifende, verständliche Regelmäßigkeit ihrer Erscheinung, die meist ausgewogene Proportionalität der gestalteten Formen und die Natürlichkeit der verwendeten regionalen Baumaterialien insgesamt eine starke Harmonie und beruhigende Ausgeglichenheit ihrer ästhetischen Wirkung.

Bauwerksgrößen, innere Organisation der Baukörper und die Gliederung der Nutzungseinheiten tragen den menschlichen Maßstab in

sich, generieren folglich Räume, in denen sich Menschen wohlfühlen können. In der räumlichen Beziehung der Objekte zueinander entstehen Außenräume mit privatem wie auch öffentlichem Charakter, die auch heute vielfältige gesellschaftliche Anforderungen nach Geborgenheit und Begegnung erfüllen. In der Verbundenheit der Gebäude wie auch der Gemeinwesen mit der Region und der Natur und in ihrer nachvollziehbaren Herkunft aus dem generationenübergreifenden Leben der Gemeinschaften liegt der identitätsstiftende Wert, den nur die den einzelnen Regionen eigene, einzigartige Architektur des baulichen Bestandes in diesem Umfang generiert. Jede Art der Anstrengung, die gewachsenen Gemeinwesen in ihrem baulichen Bestand und Charakter zu erhalten, zu fördern und in einer verträglichen Weise weiterzuentwickeln, muss deshalb unsere größtmögliche Unterstützung erfahren.

Stadelreihe in Herzogbirbaum; im Vordergrund ein Längsstadel mit über die Absseiten tief heruntergezogenen Dachflächen, leicht vorgezogenem Krüppelwalmgiebel und umlaufender stehender Brettverschalung.



Zweckmäßig, haltbar und schön – vom Wert der Einfachheit am Denkmal

Manfred Koller

Historische Bauwerke „leben“ durch ihre Formen- und Materialsprache, ihre Proportionen, aber auch durch die Funktionalität ihrer Gestaltungen und durch die Haltbarkeit der dazu eingesetzten Materialien. Hinter allen diesen Eigenschaften stehen meist jahrhundertalte Überlieferungen, die im Laufe der Epochen zwar vielfältig variiert, im Kern jedoch über viele Generationen weitergegeben wurden, weil sie sich offensichtlich bewährt hatten.

Das hat viel mit dem Einsatz regionaler Ressourcen, guter Funktionalität, ökonomischer Relation von Zweck und dafür eingesetzten Mitteln, mit guter Reparaturfähigkeit, aber auch mit Klimafragen und Hygiene zu tun. Diese Vorteile sind am deutlichsten bei Bautypen mit schlichter, dekorationsarmer Formgebung zu erkennen, deren solide Ausführung allein schon ihr Alter von oft

mehreren hundert Jahren beweist. Dabei zeigt sich, dass äußere Schönheit und innere Harmonie auf anspruchsloser Einfachheit beruhen, erzielt durch den Einsatz zweckmäßiger Mittel (Materialien, Techniken) mit großer bauhistorischer Vergangenheit. Sie sind in der Regel zwar auch bei aufwändiger gestalteten Bauten vorhanden, nur bleiben sie dem vorwiegend künstlerische Individualität von Bauform und Dekoration suchenden Betrachter oft verborgen.

Schönheit barocker Ziegeldächer

Alte Dächer auf Häusern und Türmen stehen wie einzelne Hüte in der Landschaft oder versammeln sich in den Dörfern und Städten in individueller Vielfalt oder homogener Gleichförmigkeit. Die Konstruktion ihrer Dachstühle bestimmt



*Maria Dreieichen,
Wallfahrtskirche: Zie-
geldach von 1760
(Zustand 1990)*

die äußere Form, die Dachdeckung liefert Farbe und Musterung. Für die Schutzwirkung spielen Dachform und -neigung und Deckungsmaterial zusammen.

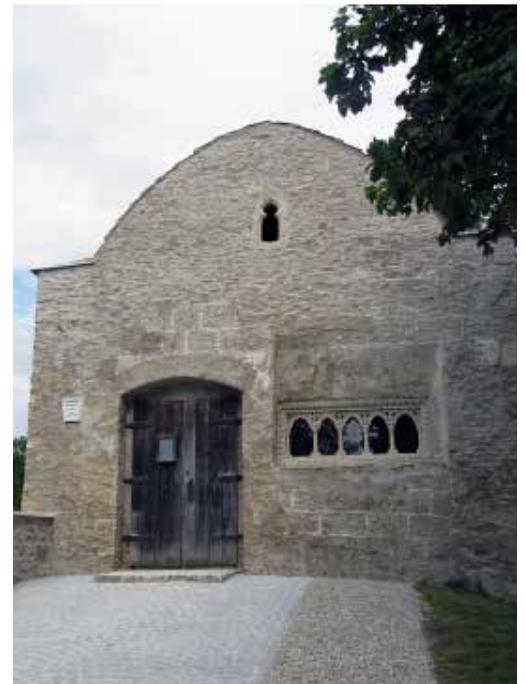
Die am Übergang vom Wald- ins Weinviertel erhöht gelegene spätbarocke Wallfahrtskirche Maria Dreieichen verbirgt ihren kuppelgewölbten, vielgestaltigen Innenraum unter einem riesigen kreuzförmigen Satteldach von etwa 80 Metern Länge, das nur von den Türmen der Eingangsfront in ganzer Größe übersehen werden kann. Das steile Dach mit einheitlicher Firsthöhe ist mit gebrannten flachen Tonziegeln mit Rundschnitt („Biberschwanz“, „Kuhmäuler“) gedeckt. Die leichten Windungen der Firstlinie lassen auf einen alten hölzernen Dachstuhl schließen. Den First bilden zwei übereinander gelegte Ziegelreihen mit darauf ebenso im Kalkmörtelbett verlegten halbrunden Hohlziegeln zur Abdichtung der Oberkante.

Besondere Ansprüche an die Dachdecker stellte die „weiche“, gerundete Ausdeckung der Verschneidungen (Ixen). In der Dachfläche fallen halbrund erhabene Einzelziegel mit Lüftungsfunktion auf. Nichtpatinierte Ziegel und solche in Taschenform deuten auf spätere Reparaturen des insgesamt wohl seit der Bauvollendung um 1760 bestehenden Daches. Dazu gehören auch nachträgliche Einbauten kleiner Dachfenster und Blecheinschübe, die die Abflussgeschwindigkeit der Niederschläge wesentlich erhöhen und damit Dachrinnen überlasten können. Insgesamt fallen die Reparaturen aber wenig auf und bilden durch die verschiedenen Rotbrauntöne der alten und neuen Ziegel abstrakte Farbmuster. Gegenüber den eckigen Taschenziegeln mit ihrem rasterförmigen Verlegungsmuster bilden Biberschwanzformen gegeneinander versetzte Girlanden, die an eine organische Schuppenhaut erinnern. Ziegelmaße und -preisklassen wurden für Österreich 1686 durch kaiserliche Verordnung vereinheitlicht, Lehmgruben und Brennöfen behördlich kontrolliert, Dachziegel waren besonders sorgfältig zu brennen. Wegen Abweichungen „in der gehörigen Länge, Breite und Dicke“ und Verkauf „in übermäßigem Preise“ setzte Maria Theresia

eine Kommission unter Hofarchitekt Nicolaus Pacassi ein, die 1748 und 1755 neue Mandate zur „Bauwesens=Verbesserung“ erließ. Jahrhundertealte Ziegeldächer wie in Maria Dreieichen zeigen uns noch heute die Früchte dieser Regulierungen des barocken Bauwesens.

Einschichtputze und Quadermalerei

Architekturoberflächen dienen oft zur Darstellung einer Bauidee, auch wenn die dazu erforderlichen Mittel nicht immer gegeben sind. Die leider durch einen Fehler bei der Dachdeckung nur teilweise erhaltenen Putzfassaden des spätromanischen Karners in Margarethen am Moos zeigen deutlich diesen Zusammenhang. Die dicken Mauern bestehen aus Bruchsteinplatten und an den Ecken aus massiveren Blöcken. Nur das schlüssellochförmige Dachbodenfenster und die Fensteröffnung der Eingangsfront mit fünffachen Säulchenarkaden und spätromanischer Ornamentik sind bearbeiteter Sandstein. Die Spitztonnenwölbung mit flachen Längsseiten ist direkt mit Steinplatten in Mörtelbett gedeckt. Da diese Deckung jedoch bei den Restaurierungen nach 1945 und 1963 nur bis



Margarethen am Moos, Karner, Anfang 13. Jahrhundert, verputzte Bruchsteinfassaden mit weißer Quadermalerei (Zustand nach Folgerestaurierung 2017)

*Schwallenbach, Fili-
alkirche, Straßenfront:
spätgotische Naturputz-
fassade und Steinpfeiler
mit Kaffgesimsen (nach
Restaurierung 1985,
Zustand 1998)*



an die Mauerkanten erfolgte und eine vorkragende Traufe zur Regenabführung vermieden wurde, bildete sich danach an den Dachkanten massiver Pflanzenbewuchs, durch den die ursprüngliche Putzfassade von oben nach unten (statt wie normal umgekehrt) abwitterte.

1985 konnten die Amtswerkstätten des Bundesdenkmalamtes die Dachlösung durch eine eingeschobene Tropfkante verbessern, den Bewuchs entfernen und den gebliebenen Zustand der Bruchsteinmauer mit den erhaltenen Verputzinseln konservieren. Der graue Kalkputz füllt alle Stein-
fugen und bedeckt das Mauerwerk in unregelmäßiger Schichtdicke ohne erkennbare Grenzen des Putzauftrages und ohne Werkspuren einer Nachbearbeitung. Wohl noch im feuchten Zustand wurden darauf mit einem etwa drei Zentimeter breiten Pinsel freihändig kalkweiße Quaderfugenreihen im versetzten Verband aufgemalt. Sie sollten allen Fassaden des Bauwerks das Aussehen von Steinquadern geben, damit die billige Bauweise nobilitieren und die Wände an die Steinmetzarbeiten der Fenster anpassen.

*Schwallenbach, Filial-
kirche, Fassadendetail
mit zwei Ritzmarkie-
rungen der Gerüstlöcher
(Zustand 1998)*

Das Quadermaß des Fugenverbandes ist 30 Zentimeter hoch und 40 bis 60 cm breit, folgt also den seit der Antike gültigen anthropometrischen Proportionen (Vitruvs 10 Bücher über Architektur). Die zeitgleiche benachbarte Pfarrkirche ist großteils echter Steinquaderbau, aber ebenso mit einem grauen Einschichtputz und einem hier sehr regelmäßig aufgemalten weißen Fugenverband von 45 mal 90 cm Quadergröße Fassadiert (wieder 1:2 im Fußmaß). Dazu kommen aufgeputzte weiße Fensterfaschen in halber Fußbreite.

Kaffgesimse und Gerüstlöcher

Kleine und größere gotische Kirchen prägen in großer Vielfalt die historischen Kulturlandschaften Österreichs. Dazu gehört besonders auch die Wachau, deren Märkte, Dörfer und selbst Weiler (St. Michael, St. Johann, St. Lorenzen) bis heute von Kirchen aus dieser Periode geprägt sind. In Schwallenbach steht die Filialkirche St. Sigismund mit ihrer fensterlosen westlichen Längsfront (Wetterseite!) direkt an der Dorfstraße. Die spätgotische, schmucklose Naturputzfassade ist nur durch zwei horizontal durchlaufende Gesimse unter der Traufe und über dem Eingangstor sowie vertikal durch acht kantig vorspringende Wandpfeiler gegliedert. Letztere sind mit je zwei Quergesimsen im Abstand von etwa zwei Metern unterteilt. Diese horizontalen „Kaffgesimse“, dienen in erster Linie als Regenschutz durch ihre pultdachförmige Oberseite, eine äußere Tropfkante und eine tiefe Hohlkehle dahinter, die das Wasser von der Fassadenwand fernhält.

Die Schwallenbacher Kirche trägt – wie die meisten Kirchen in der Wachau – zudem noch



Pöggstall, Schloss Rogendorf, oberer Arkadengang: ziegelroter Estrich um 1540 (nach Restaurierung des Schlosses im Jahr 2016). Die dunkleren Stellen sind Ergänzungen, die Ränder an den Mauern zeigen noch die ursprüngliche rote Deckschicht.

den Großteil ihrer Naturputzfassaden aus der Bauzeit, die sich also über 500 bis 600 Jahre erhalten haben. Die meisten wurden in den 1980er-Jahren systematisch und denkmalgerecht konserviert. Das Besondere an der Kirche in Schwallenbach ist jedoch, dass hier auch die Gerüsttechnik des 15. Jahrhunderts dokumentiert ist. Regelmäßig in den einschichtigen Deckputz eingeritzte Kreuze markieren jene Hohlstellen im Mauerwerk, in die beim Mauerbau waagrecht auskragende Gerüstpfosten als Träger der Gerüstbretter eingelegt waren. War die Mauer von unten nach oben fertig errichtet, erfolgte der Außenverputz von oben nach unten, indem nach jeder verputzten Etage deren Gerüstbretter samt Trägerpfosten entfernt wurden. Dabei markierte man die verputzten Pfostenlöcher mit Kreuzritzungen, sodass für spätere Reparaturen das Gerüstsystem – jetzt von unten nach oben – problemlos wiederholt werden konnte. Diese geländerlose Verputzmethod zeigen anschaulich Bilddokumente in der Malerei der Zeit (Binding: Baubetrieb), am schönsten im Bild der Besessenenheilung auf dem Flügelaltar Michael Pachers von 1481 in St. Wolfgang, Oberösterreich.

Weitere Beispiele aus der Zeit um 1500 wie die Originalputze der Pfarrkirche von Krenstetten und der Filialkirche von Sigmundsberg bei Mariazell in der Steiermark zeigen, dass dieses Putz-Gerüst-Informationssystem damals weit verbreitet war. Gedankenlose Fassadenerneuerungen früher wie heute zerstören nicht nur die schlichte Schönheit dieser Bauoberflächen, sondern damit auch derartige Dokumente alter Bautechnik. An ihre Stelle tritt dann meist ein pseudohistorischer Ersatz, dessen Haltbarkeit über die weiteren Jahrhunderte niemand garantieren kann.

Rote Estriche mit Ziegelsplit

Wie Dächer und Architekturoberflächen sind auch historische Fußböden Stiefkinder der Kunstgeschichte und der Denkmalinventarisierung. Durch lange Benützung und den Stilwandel finden wir in vorbarocken Bauten heute meist nur mehr spätere Fußböden, die den ursprünglichen Raumcharakter wesentlich verändert haben. Ihre Vorgänger sind in



Schrift- oder Bildquellen dokumentiert oder werden erst bei Bauuntersuchungen und archäologischen Grabungen entdeckt. Nur in seltenen Fällen sind sie bis heute sichtbar geblieben wie die Estriche in den niederösterreichischen Renaissance-schlössern Greillenstein, Pöggstall und Rosenberg.

Estriche gehören zu den ältesten Methoden den Untergrund zu stabilisieren, aber auch glatte, gut begehbare Bodenflächen herzustellen. Gegenüber mittelalterlichen Lehm- und Gipsestrichen sind die Kalkestrichböden der Renaissance haltbarer und tragen durch Einfärbung mit Ziegelmehl, Holzkohle u.a. auch zur farbigen Raumgestaltung bis ins 18. Jahrhundert bei (z.B. imitiertes mehrfarbiger Plattenboden im Stift Stams in Tirol, Bernhardisaal 1722). Wie in Stift Stams sind auch die ziegelroten Estriche im oberen Arkadengang von Schloss Rogendorf in Pöggstall bis heute in Funktion; sie bedürfen allerdings eingeschränkter Benützung und regelmäßiger Pflege.

Den mehrschichtigen Aufbau von Kalkestrichen beschreibt schon das antik-römische Handbuch Vitruvs, nach dem die Innenausstattung mit

dem Estrich begonnen wird. Die neuzeitlichen Kalkestriche sind meist dreischichtig mit grobem dickem Unterputz, einer zweiten Lage aus gestoßenen Tonscherben mit Kalk (nach Vitruv 3:1 Teile und 6 Zoll dick) und zuoberst einer nur etwa zwei Millimeter dünnen Feinschicht, die mit Ziegelmehl terrakottarot eingefärbt ist.

Der lagenweise gegossene und gestampfte (geschlagene) Schichtauftrag erfolgt meist ganzflächig und setzt langsames Abbinden und Trocknen voraus, um Rissbildungen zu vermeiden. Die hydraulische Wirkung des Ziegelsplits verstärkt die Kalkbindung, doch sind auch Zusätze von Trass (Naturzement) möglich. Für untere Estrichschichten hat man schon seit Vitruv gerne Altmaterial wiederverwendet (Recycling!). Analysen des Bundesdenkmalamts-Labors in Wien haben mehrfach die Verwendung von Dolomitkalk (Graukalk) und Bindemittel- und Zuschlagverhältnisse von 1:3 bis 2:3 nachgewiesen. Als Oberflächenversiegelung gibt Vitruv Einlassen mit Ölhefe an, Maurerbücher um 1900 nennen Leinölimprägnierung oder Feinlagen aus Ziegelmehl, Kalk mit 10 % Roggenmehl und Rindsblut sowie abschließenden Rindsblutanstrich.

Der rote Estrich in den oberen Arkadengängen des Pöggstaller Schlosshofes war wie zumeist an den Rändern in seiner ursprünglichen Glättung und Farbe erhalten, im Laufbereich jedoch abgetreten und rissig (Schmirgeleffekt, wenn die Feinschicht abgetreten ist). Im Zuge der Aufdeckung und Restaurierung der gegen 1540 entstandenen

Fassadenmalerei der Hofarkaden haben die Werkstätten des Bundesdenkmalamtes auch einen Teil des roten Estrichbodens aus der gleichen Zeit konserviert. Dafür wurden Fehlstellen und Risse mit ähnlicher Masse aufgefüllt, wobei genaue Anpassung von Farbe und Glanz schwer zu erreichen ist. Wichtig bleiben danach regelmäßige Trockenreinigung zur Vermeidung von neuem Abrieb und periodische Pflege, wofür geeignete Mittel damals noch nicht ausgetestet werden konnten (Öle, Wachse u.Ä.). Ähnliche rote Estriche aus der Zeit um 1600 wurden im Schloss Hohenems, Vorarlberg, und in der Alten Residenz in Salzburg gefunden. Der Anschliff des Salzburger Bruchstücks zeigt beispielhaft den Schichtenaufbau dieser Art von Fußböden. Aus dem 17. Jahrhundert stammen Fragmente aus Schloss Eggenberg bei Graz (1668). Etwa zeitgleich sind die roten Estriche im Konventbau und im Sammlungsbereich von Stift Stams in Tirol.



Salzburg, Alte Residenz, Raum 203: Estrichfragment aus dem Bodenschutt, um 1600, Querschliff

Heinrich Tessenow und Franz Schuster, Meister der Einfachheit

Andreas Lehne

*Das Einfache ist nicht immer das Beste;
aber das Beste ist immer einfach.*

Heinrich Tessenow 1930

Spricht man über Bescheidenheit und Einfachheit in der Baukunst, darf man auf Heinrich Tessenow und seinen Schüler Franz Schuster nicht vergessen. Beide haben heute keine besonders klingenden Namen mehr und doch haben sie durch ihr Werk und durch ihre Lehrtätigkeit einen starken Einfluss auf die deutsche und österreichische Architektur des 20. Jahrhunderts ausgeübt.

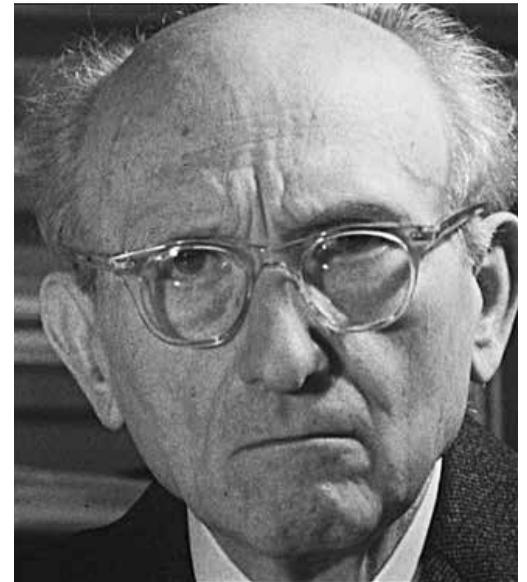
Beginnen wir mit Heinrich Tessenow. 1876 als Sohn eines Tischlers in Rostock geboren, lernte er zunächst das Handwerk seines Vaters, studierte dann Architektur in München und erkannte schon bald seine Berufung zum Lehrer. Er unterrichtete zunächst an verschiedenen Baufachschulen, von 1913 bis 1919 leitete er, vermittelt durch den Bühnenbildner Alfred Roller, die Fachklasse

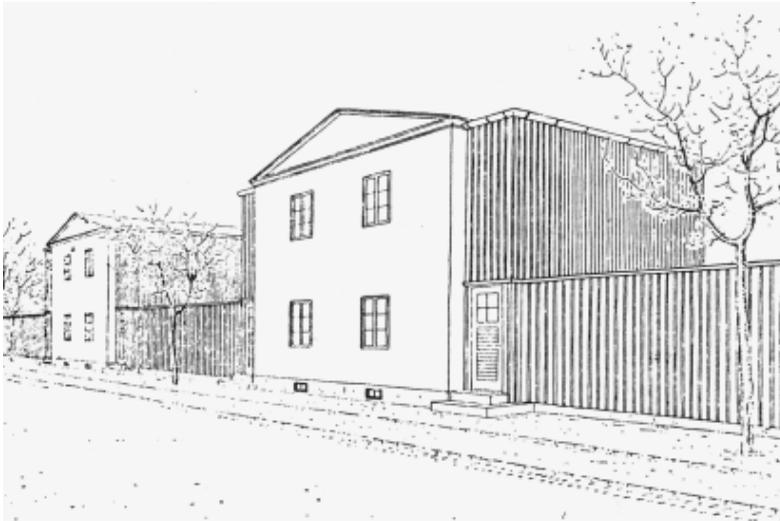
für Architektur an der k. u. k. Kunstgewerbeschule in Wien (der heutigen Universität für angewandte Kunst). Später wechselte er dann an die Architekturabteilung der Dresdner Kunstakademie und wurde schließlich nach Berlin berufen, wo er mit Ausnahme der NS-Jahre bis zu seinem Tod 1950 als Architekturprofessor tätig war.

Tessenow scheint ein begnadeter Lehrer gewesen zu sein, der die unterschiedlichsten Schüler zu faszinieren vermochte, von Margarete Schütte-Lihotzky, die ihn in ihrem Buch „Warum ich Architektin wurde“ als besonders sensibel, bescheiden und feinfühlig beschreibt, bis zu Albert Speer („in ihm hatte ich meinen ersten Katalysator gefunden“). Dass die Kernbotschaft Tessenows, der vom Handwerk kam, tatsächlich das Streben nach selbstverständlicher Einfachheit und die Absage an jegliche Art von Präntention war, geht aus vielen seiner von Schülern überlieferten Lehrsätze hervor. Etwa: „Keine Angst vor Einfachheit. Zwingend

*Heinrich Tessenow
(1876–1950, links)*

*Franz Schuster
(1892–1972, rechts)*





*Entwurf (oben) und
rezyklischer Zustand
(unten) der Beamten-
siedlung von Heinrich
Tessenow, Rannersdorf*

muss die Bauabsicht und leicht ersichtlich sein.“ oder „Es dauert eigentlich unendlich lange, bis man so zur Einfachheit kommt; es ist doch wichtig, meine Herren, dass der Architekt so mit Leichtigkeit alles in den Papierkorb werfen kann, wenn es soweit ist.“ und „Wenn’s fertig ist, und man den Architekten gar nicht merkt, dann ist’s richtig. Ziel eigentlich: Architekten überflüssig machen.“

Tessenow, der Behutsame und Zurückhaltende, dessen Bescheidenheit als Architekt schon fast an Selbstverleugnung grenzt („Am schönsten ist eigentlich die Landschaft, wenn man gar nichts



reinbaut.“) hat konsequenterweise nur relativ wenig Eigenes geschaffen. Als eine seiner wichtigsten Arbeiten gilt der Festspielbezirk in der ab 1909 nach englischen Vorbildern an der Peripherie Dresdens errichteten ersten deutschen Gartenstadt Hellerau, ein Hauptwerk der deutschen Reformarchitektur des frühen 20. Jahrhunderts.

Dort wurde nach seinen Entwürfen ein großer, ursprünglich für Vorführungen rhythmischer Gymnastik bestimmter Saalbau errichtet. Der nach einem strengen Proportionalsystem konzipierte, schmucklose Bau ist in stark reduzierten neoklassizistischen Formen gestaltet. Auf dem Vorplatz entstanden schlichte Wohnhäuser für Lehrende und Schüler. Hellerau bedeutete für den damals noch jungen Architekten die Chance an einem Projekt in städtebaulichem Maßstab mitzuwirken; er hat sich dann Zeit seines Lebens mit Fragen des Siedlungsbaues und der dörflichen und kleinstädtischen Entwicklung auseinandergesetzt.

Während seiner Jahre in Österreich konnte Tessenow nur eine einzige Planung verwirklichen und auch hier handelt es sich charakteristischer Weise um eine Zeile einfacher Wohnhäuser. Die Rannerdorfer Brauerei, ein Unternehmen der Stadt Wien („Wiener Stadtbräu“), hatte den Architekten im Jahr 1920 damit beauftragt, eine kleine Werksiedlung zu errichten. Es entstanden zu einer Allee orientierte Doppelhäuser mit dazwischenliegenden kleinen Gärten, die durch Holzzäune gegen den Straßenraum abgeschirmt sind.

Die Häuser in der zur Stadtgemeinde Schwechat gehörigen Stankagasse existieren noch, sie sind allerdings in der Zwischenzeit fast bis zur Unkenntlichkeit verändert worden. Die mit ungekünsteltem, sparsamem Strich gezeichnete perspektivische Ansicht vermittelt einen guten Eindruck von der Bauabsicht. Wie es dem Trend der Zeit entsprach, hat Tessenow hier auf gewisse Merkmale der Biedermeier-Architektur zurückgegriffen, ohne dass dies in irgendeiner Weise absichtsvoll oder zitathaft wirkt.

Im Unterschied zu seinem Lehrer Tessenow hat Franz Schuster ein großes architektonisches Oeuvre hinterlassen. Der geborene Wiener

(Jahrgang 1892) studierte an der Kunstgewerbeschule, wurde Assistent Tessenows und arbeitete dann mit diesem gemeinsam in Hellerau, wo er sich zunächst als Architekt selbständig machte. In Wien (meist in Gemeinschaft mit Franz Schacherl), aber auch in Frankfurt (mit seinem dortigen Partner Ernst May) entstanden in den 1920er- und 1930er-Jahren nach seinen Plänen große Wohnsiedlungen.

Daneben entfaltete auch er eine intensive Lehrtätigkeit, er unterrichtete an der Wiener Kunstgewerbeschule sowie an der Städtelschule in Frankfurt und trat auch als Autor hervor. Seine Fachbücher beschäftigen sich vor allem mit Fragen des Siedlungswesens und des ökonomischen Möbelbaues. Schuster verbrachte die Kriegsjahre in Wien und wurde dann zu einem der bedeutendsten Protagonisten des Wiederaufbaus. Als planender Architekt, aber auch als Publizist, unter anderem für die Zeitschrift „Der Aufbau“, sowie durch die Leitung der Architekturklasse an der Akademie für angewandte Kunst prägte er wie kaum ein anderer die Epoche der Nachkriegsmoderne. Dabei blieb er letztlich den von seinem Lehrer vermittelten Grundsätzen der Einfachheit treu. In seinen Schriften, etwa in dem 1948 erschienenen Werk „Der Stil unserer Zeit“, plädierte er für eine zurückhaltende, sich auf das Wesentliche

konzentrierende Architektursprache: „Je vollender die Form ist, desto einfacher, gesammelter und selbständiger ist sie im Ganzen und in ihren Teilen. Nur der Schwätzer gebraucht viele Worte, um seine Gedanken auszudrücken; es ist Zeichen größter Weisheit und größten Könnens, wenn man es mit wenigen erschöpfend tun kann. Würden wir es uns zur Aufgabe machen, in allen Dingen, auch in unserem Tun, mit den jeweils geringsten Mitteln die größte Wirkung zu erzielen, es würde vieles in der Welt besser sein.“

Seit den 1930 Jahren konzentrierte sich Schusters Tätigkeit als Architekt vor allem auf Wien, doch hat er auch in Niederösterreich ein für ihn typisches, bei aller Bescheidenheit in der Formensprache doch beeindruckendes Werk hinterlassen. Es handelt sich um die 1950–1951 für die Papierfabrik Bunzl & Biach errichtete Wohnanlage Ortman in Pernitz. Drei schmucklose, doch durch rhythmisierte Fensteraufteilung und Akzentuierung der asymmetrisch gesetzten Eingangsachsen in gewisse Spannung versetzte Baublöcke unterschiedlicher Größe sind so geschickt in eine bestehende Siedlung integriert, dass diese ein neues Zentrum erhielt.

Das Bauensemble ist ein gutes Beispiel dafür, wie Schuster, entsprechend seiner Maxime von den geringen Mitteln und der großen Wirkung, durch gute Proportionierung und geschickte Platzierung der Bauvolumen sehr gediegene Lösungen zu erzielen vermochte. Dabei haben ihm sicher seine Ausbildung, aber auch das Studium historischer Bauwerke geholfen. So beweist etwa eine von seiner Hand stammende Bauaufnahme der im Krieg beschädigten gotischen Pfarrkirche in Brunn am Gebirge die gründliche Auseinandersetzung mit mittelalterlichen Maßverhältnissen. Auch auf ganz in das zeitgenössische Baugeschehen involvierte, vielbeschäftigte Architekten kann die ausführliche Beschäftigung mit Werken der Vergangenheit durchaus befruchtend wirken.

Wohnbauten von Franz Schuster, Pernitz, Hugo-Bunzl-Platz 3–9



Kalk, Sand, Lehm und Holz – die „einfachen“ traditionellen Werkstoffe in der Baudenkmalpflege

*Astrid M. Huber und
Robert Wachta*

Vergleicht man historische Gebäude mit moderner Architektur, so unterscheiden sich diese nicht nur in ihrer Erscheinung, sondern vor allem durch die verwendeten Baustoffe. Beindrucken zeitgenössische Bauten oftmals mit komplexen Konstruktionen aus Stahl und Glas, so scheinen alte Häuser oft nur aus Stein und Holz zu bestehen, wirken einfach und schlicht. Doch ist das bauliche Erbe der letzten Jahrhunderte technisch wirklich unterlegen? Sind moderne Bauten wirklich leistungsfähiger? Möglicherweise lohnt es sich, verschiedene Aspekte und Eigenschaften historischer Baumaterialien hier einmal näher zu betrachten, insbesondere in Hinblick auf ihre Nachhaltigkeit.

Natürlich folgt die Entwicklung der Bautechnik und der eingesetzten Materialien dem allgemeinen Lauf der Geschichte. In einem stetigen Prozess vom Einfachen zum Komplexen führt die Architekturgeschichte parallel zur Verfeinerung der

jeweiligen Herstellungstechniken, auch im Bausehen, kontinuierlich zu immer anspruchsvolleren Ausführungen. Ein radikaler Einschnitt in diesem Verlauf ergibt sich durch die Industrialisierung ab dem 19. Jahrhundert, die bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs beinahe die gesamte handwerkliche Tradition abgelöst und durch völlig neue Materialien und Techniken einer globalisierten Welt und einer leistungsfähigen chemischen Industrie ersetzt haben. Vor allem erdölbasierte Kunststoffe und industriell erzeugte Zemente eroberten schnell den Bauplatz und verdrängten lokale und traditionelle Baustoffe.

Zur Ökonomie des Einfachen

Noch vor zwei Jahrhunderten standen diese Möglichkeiten nicht zur Verfügung. Baustoffe wurden meist nur wenige Kilometer transportiert, eine verarbeitende Industrie war noch nicht entwickelt. Das Material für den Bau eines Hauses wurde vor Ort gewonnen und stammte aus den umliegenden Böden und Wäldern. Stein, Sand, Kalk, Lehm und Holz wurden nach regionalem Vorkommen verwendet. Stand ein wichtiges Bindemittel wie Kalk auf Grund der Geologie am Bauplatz nicht zur Verfügung, so wurde vermehrt Lehm statt Kalkmörtel verwendet. Bruchsteinmauern wurden lagergerecht gesetzt und so der wertvolle Kalk nur mehr als wetterfester Anstrich oder als Zugabe für Lehmputze verwendet.

Bei geringem Natursteinvorkommen und lehmigen Böden wurden vor Ort Ziegel geschlagen. In waldreichen Gegenden dominierte der Holzbau. Auch die Architekturfarbigkeit spiegelte letztendlich die geologischen Vorkommen wider; neben der „Steinfarb“, der jeweils regional dominierenden Farbe der Natursteine, finden sich an den Fassaden beispielsweise eisenhaltige,

*Presshaus Hohenwarth,
Lehmziegelbau mit
Lehmputz*





Wartung von Holzfenstern mit Ölfarben, Kurspraktika Kartause Mauerbach

rotgefärbte Erden als Rotocker-Anstriche oder durch Sande gefärbte Naturputze. So folgte die Architektur immer auch materiell der sie umgebenden Landschaft und war im wortwörtlichen Sinne ein Teil von ihr – ein Teil der Kulturlandschaft.

Die geringen Transportmöglichkeiten bedingten letztendlich die Herstellung und Verarbeitung der Baustoffe unmittelbar vor Ort. Das Brennen von Kalk, das Behauen von Werksteinen, das Schlagen von Ziegeln und sogar das Schmieden von Eisen erfolgten, wenn möglich, direkt an der Baustelle. Für größere Unternehmungen wie den Bau von Klöstern oder Burganlagen wurden für die Bauzeit eigene Ziegelöfen oder Steinbrüche in der Umgebung eingerichtet, um den Bedarf an Baumaterial ausreichend abdecken zu können. Der Verarbeitungsgrad wurde dabei so gering wie möglich gehalten. Stand ein Baustoff wie Bruchstein ausreichend zur Verfügung, so wurde er für massige Bauteile den aufwändiger herzustellenden Ziegeln vorgezogen. Ziegel fanden dann bei Architekturdetails wie Fensterlaibungen oder Gesimsen Anwendung. Der historische Bau folgte also in seiner Materialwahl immer dem Prinzip der unmittelbaren Nützlichkeit, dem Weg des geringsten Aufwands. Baustoffe mit hohem Verarbeitungsgrad wie Glas oder Roheisen mussten oft weite Strecken antransportiert werden und wurden daher auf ein Minimum beschränkt.

Auch das Bauen selbst folgte diesen ökonomischen Grundsätzen und wurde von regionalen Handwerkern umgesetzt. Speziell anreisende Handwerker oder Baumeister wurden nur für repräsentative Bauaufgaben geholt und deckten komplexe Themen wie Stuck, Malerei oder Ingenieurleistungen ab. Dies verlangte in den Konstruktionen nach Einfachheit – möglichst wenige Materialien, diese aber durch Jahrhunderte getestet und in bewährten Verfahren verarbeitet: die Definition von Handwerk an sich. So entstand im Laufe der Generationen eine perfekt auf den Standort und seine Ressourcen abgestimmte Architekturtechnik, die alle materialspezifischen Aspekte abdeckte und zu nutzen verstand.

Pflege, Wartung und Reparatur

Neben einer einfachen Errichtung war aber auch der dauerhafte Bestand der Konstruktionen eine wichtige Voraussetzung zur Entwicklung traditioneller Bautraditionen. Reparaturfähige Materialien wie Kalkputze und Kalkfarben, Lehmputze oder Ölfarben ermöglichten Pflege- und Wartungsarbeiten im System des Bestandes, die von den Bewohnern selbst ausgeführt werden konnten. Holzfenster wurden regelmäßig mit Leinölfarben gestrichen, Wände überkalkt und dadurch Mauerwerk und insbesondere Lehmputze geschützt. Diese Wartungszyklen waren tief in den jährlichen Ablauf der Dorfgemeinschaften verankert und mit lokalen Traditionen verbunden wie das „Weißln“ (Kalken) zur Osterzeit. Auch wurden Altersspuren und Patina akzeptiert und ein Vergrauen von Holz oder ein leichtes Absanden eines Putzes nicht als Makel, sondern als natürlicher Prozess des Alterns bis zum nächsten Pflegezyklus verstanden. Es entstand so auch eine lebendige Gebrauchsoberfläche der Materialien, die ihre oft über mehrere Jahrhunderte reichende Geschichte nicht verleugnete, sondern sichtbar ablesbar machte.

Ein komplettes Erneuern ganzer Bauteile und deren Entsorgung waren in der Regel nicht vorgesehen, die Gebäude wurden gepflegt, gewartet und repariert. Die „Lebensdauer“ eines mit traditionellen Baumaterialien errichteten Gebäudes kann



*Kartause Mauerbach,
Kalkfassaden*

unter der Voraussetzung der damals üblichen Pflege und Reparatur mit „unendlich“ angegeben werden. Historische Gebäude waren allein aufgrund ihrer baulichen Struktur und Materialwahl nicht für einen Komplettabbruch und eine Neuerrichtung vorgesehen und unterscheiden sich so grundlegend von zeitgenössischen Baukonzeptionen.

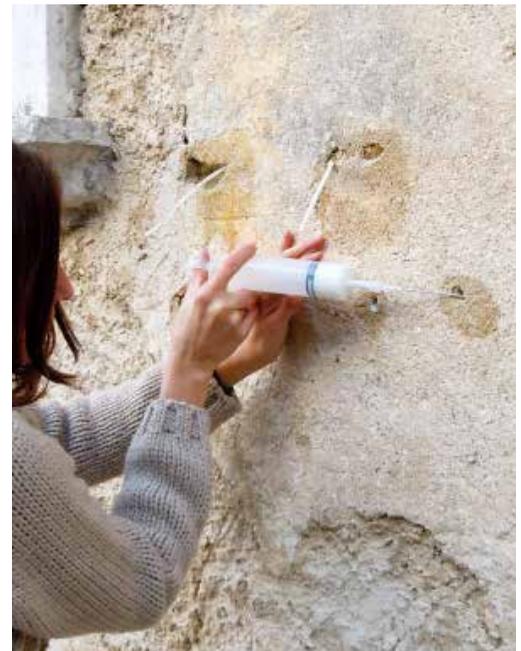
Trotz aller Unterschiede zwischen modernen und traditionellen Baustoffen gibt es ein erhebliches Potential zu einer Wiederbelebung historischer Techniken und der Nutzung lokaler Ressourcen. Insbesondere für die Erhaltung und nachhaltigen Instandsetzung historischer Gebäude ist dieses Wissen um traditionelle Handwerkstechniken und Baumaterialien unerlässlich.

Kartause Mauerbach – Erfahrungen aus Jahrhunderten

Die fortschreitende Industrialisierung des Bauwesens Mitte des 20. Jahrhunderts in Österreich führte merklich zu einem Verlust dieser handwerklicher Traditionen und drohte somit der Bau- und Denkmalpflege die Handlungsgrundlage zu entziehen. Anstelle der über Jahrhunderte gepflogenen Tradition der Wartung und Reparatur mit überlieferten Materialien wurden vermehrt originale Architekturoberflächen abgeschlagen und durch

moderne Materialien ersetzt. Neben dem Verlust an Authentizität konnten die neuen Produkte in der Regel weder die ästhetischen noch die bauphysikalischen Ansprüche am historischen Altbau erfüllen. Im Zentrum der handwerklichen Ausbildung stand zunehmend die industrielle Verarbeitung. Traditionelle Techniken und der Umgang mit historischen Baumaterialien gerieten zusehends in Vergessenheit.

Das Bundesdenkmalamt reagierte Mitte der 1980er-Jahre auf diese Entwicklung und gründete in der Kartause Mauerbach das Informations- und Weiterbildungszentrum Baudenkmalpflege als Forschungs-, Dokumentations- und Weiterbildungszentrum, um Handwerker zu sensibilisieren und ihnen wieder den Umgang mit historischen Baumaterialien und Techniken zu vermitteln. Die Kartause selbst dient als Trainingsgelände für die Kurse und Seminare und wird so schrittweise weiter instandgesetzt und restauriert – als Best-Practice-Beispiel für die Denkmalpflege. Aus den engagierten Anfängen heraus hat sich heute die Zahl der Teilnehmer an Seminaren, Workshops und Tagungen verzwanzigfacht und erreicht ca. 500 Fachleute pro Jahr, darunter Handwerker, Restauratoren,



*Putzkonsolidierung in
Kalktechnologie*

Architekten und Denkmalpfleger. Mittlerweile stehen wieder zahlreiche Handwerksbetriebe zur Verfügung, die im denkmalgerechten Umgang mit der historischen Substanz versiert sind. Es gehört zu den wichtigsten Zielen der Kartause Mauerbach, dass diese Entwicklung nicht abreißt und das traditionelle Handwerk für die Baudenkmalpflege nicht verloren geht.

Sammlungen von Werkzeugen und Architekturdetails wie Fenster, Türen, Bau- und Dekorsteine, Ziegel etc. erlauben es, die historischen Bautechniken anschaulich zu dokumentieren, und sie stellen sachliche Grundlagen dar, um diese Techniken wieder zu beleben. Aus der Perspektive der historischen Materialien und Techniken ergeben sich auch nicht wenige Anregungen für die altbaugerechte Baustoffproduktion, sodass die Kartause neben der handwerklich-gewerblichen Ebene durchaus auch auf der Ebene der Baustoffindustrie wesentliche Entwicklungsimpulse zu geben vermag.

Kalkbrennen und Trockenlöschchen

Im Zentrum der Forschungs- und Weiterbildungstätigkeit stehen die historischen Baumaterialien,

insbesondere die Kalktechnologie mit der traditionellen Herstellung von Branntkalk. Das bis zur Verbreitung der ersten hydraulischen Kalke, d.h. in unseren Breiten ab Mitte des 19. Jahrhunderts, wichtigste Baumaterial, Bindemittel für Mauer- und Putze, ist auch in der Restaurierung und Reparatur von historischen Architekturoberflächen ein zentraler Bestandteil.

Seit 1999 finden in der Kartause Mauerbach zweimal jährlich naturwissenschaftlich begleitete Kalkbrände in einem diskontinuierlichen Schacht-ofen nach historischem Vorbild statt. Vier Tage und Nächte wird der Kalkofen mit Holz befeuert, um Temperaturen zwischen 800 und 900 °C zu halten und Calciumcarbonat zu Calciumoxid umzuwandeln. Unterschiedliche Kalksteine, darunter auch Kalke der unmittelbaren Umgebung der Kartause (Steinbruch Dopplerhütte), werden zu Branntkalk gebrannt und wieder in der Restaurierung eingesetzt.

Traditionell wurden die Kalksteine in größeren Brocken mit geringeren Temperaturen und über längere Brennzeit gebrannt; in den heutigen industriellen Brennöfen werden Stücke von 5–8 cm im Laufe weniger Stunden durchgebrannt.



*Kalkofen der Kartause
Mauerbach*

Dazu sind jedoch höhere Brenntemperaturen erforderlich. Praktische Erfahrung und naturwissenschaftliche Analysen belegen, dass dies die Materialqualitäten im besonderen Maße beeinflusst. Neben den für restauratorische Ergänzungen geeigneten Eigenfarbigkeiten regionaler Kalkvorkommen wird durch die niedrigere Brenntemperatur die spezifische Oberfläche des Kalkes und damit die Bindefähigkeit erhöht – eine Qualität, die besonders bei hochpigmentierten Anstrichen entscheidend sein kann.

Neben der Konsolidierung und Ergänzung historischer Putze in Kalktechnologie wird auch die historische Anwendungstechnik des Trocken- oder Direktlöschens wieder aufgegriffen und vermittelt. Bei dieser Methode wird Branntkalk mit Sand zu Haufen geschichtet und anschließend gelöscht. Nach etwa einem Tag ist das Material als Mörtel verarbeitungsfähig und weist eine hohe Widerstandsfähigkeit gegen Salz- und Feuchtigkeitsbelastung auf. Charakteristisch sind die sogenannten „Kalkspatzen“, nicht vollständig gelöschte Kalkstückchen, die oft das Erscheinungsbild historischer Mörtel prägen.

Sandlandschaften – ein Sandkataster Österreichs
Sand als Zuschlagstoff zur Herstellung von Putz und Mörtel war wie der Naturstein als Baustein

ein regionales Produkt. Wie der Naturstein einer Region, zum Beispiel der Sandstein des Wienerwaldes oder der Granit der Böhmisches Masse, das Aussehen des Steinmauerwerks oder der Fußböden bestimmt, so beeinflusst der verwendete Sand Farbe und Struktur der Putzoberflächen.

Umso mehr verwundert es, dass sich weder in der historischen Literatur noch in der Forschung der letzten Jahre eine umfangreiche Auseinandersetzung mit diesem Thema oder gar eine Bestandsaufnahme aller Bausande findet. Das Informations- und Weiterbildungszentrum Baudenkmalpflege Kartause Mauerbach initiierte daher vor zwei Jahren in Zusammenarbeit mit dem naturwissenschaftlichen Labor des Bundesdenkmalamtes und dem Verein zur Förderung der Baudenkmalpflege das Projekt „Sandlandschaften Österreichs“. Bis zum Frühjahr 2018 werden alle relevanten Bausande Österreichs, Grubensande, Flusssande und vereinzelt auch Brechsande, erstmals in einem Sandkataster erfasst, die Vorkommen beprobt, analysiert und als Internet-Datenbank sowie als Schausammlung in der Kartause Mauerbach der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt. Versehen mit den wichtigsten Kenndaten wie Körnung, Farbe, Petrografie, Sieblinie und mögliche Anwendungen werden die wichtigsten Sandlandschaften der Bundesländer und ihre Sande vorgestellt. Der



*Trockenlöschen von
Branntkalk*



Sandkataster, Vibrationsiebmaschine, Labor Kartause Mauerbach

Sandkataster dient daher sowohl als Nachschlagewerk zur Bestimmung von Bestandssanden als auch als ein Musterbuch zur Rekonstruktion von historischen Putzen oder Steinimitationen.

Zu den typischen Sandlandschaften Niederösterreichs zählen die hellen weißen Sande der Region südlich der Böhmisches Masse (Melker Sande), die sich wiederum deutlich von den gelblichen Sanden des anschließenden Traisentals unterscheiden. Eine weitere Sandlandschaft bilden die

Sandgrube Zöcbauer



braunen, feinkörnigen Sandvorkommen des Wienerwalds, die Sande der March oder die Sand- und Schottervorkommen des Wiener Neustädter Beckens. Die historischen Bauten dieser Regionen sind in der Regel mit den Sanden ihrer Sandlandschaft ausgeführt. Für besondere Zwecke wurden vereinzelt jedoch auch spezielle Sandvorkommen über größere Strecken zu einer Baustelle transportiert.

Heute wird Sand in wenigen großen Sandgruben abgebaut oder in großen Steinbrüchen als sogenannter Bruchsand gebrochen und zerkleinert. Diese wenigen Sande finden sich, meist in Fertigmörteln, heute überregional auf weit vom Herstellungsort entfernten Baustellen.

Das Wissen um die Vorkommen und Spezifika traditioneller Baumaterialien könnte zukünftig dazu beitragen, längere Transportwege zu vermeiden und lokale Bautraditionen vielleicht auch in einer modernen Umsetzung zu stärken. Neben der Baudenkmalpflege bietet der Bereich des ökologischen Bauens ein weites Anwendungsfeld. Bereits jetzt lassen sich ein wachsender Trend zum Lehm- und eine Renaissance der Kalktechnologie erkennen. Das moderne Credo einer Standardisierung von Baustoffen unterliegt einem grundsätzlichen Denkfehler, denn gerade die traditionellen Baumaterialien in ihren lokalen Vorkommen und ihrer einfachen Herstellung bieten bisher kaum genutzte Möglichkeiten.

BDA, Informations- und Weiterbildungszentrums
Baudenkmalpflege Kartause Mauerbach
www.bda.at

Handwerk ist einfach, wenn man es in seiner Komplexität begreift

*Roman Sandgruber,
Heidrun Bichler-Ripfel,
Maria Walcher*

Es ist unbestritten: Der Begriff Handwerk genießt nach wie vor hohe Wertschätzung im öffentlichen Bewusstsein und wird gerne mit emotional besetzten Adjektiven versehen. Worte wie ehrlich, verlässlich, kreativ, bodenständig, leidenschaftlich, flexibel, individuell, zeitlos, nachhaltig, traditionsverbunden, einzigartig, dauerhaft u.v.m. sollen Anspruch und Qualität handwerklicher Tätigkeiten und Produkte definieren und untermauern.

Gibt es aber jenseits dieser Beschreibungen auch wissenschaftlich fundierte Parameter für traditionelles Handwerk? Angesichts der raschen technischen Entwicklung und der zunehmenden Digitalisierung in allen Bereichen stellt sich darüber hinaus die Frage, ob traditionelles Handwerk tatsächlich noch als wirtschaftlich relevante Größe existiert oder nur mehr im Nischen- und Luxusbereich oder im Heimatmuseum anzutreffen ist.



Stuckateur bei der Arbeit

Handwerk ist immaterielles Kulturerbe

Die Beschäftigung mit immateriellem Kulturerbe wurde weltweit durch die UNESCO zu Beginn des 21. Jahrhunderts mit dem Völkerrechtsvertrag zur Erhaltung des immateriellen Kulturerbes initiiert. Dieses Übereinkommen ist heute ein weltweit akzeptiertes und geschätztes Programm der UNESCO und wird bereits in über 170 Staaten umgesetzt.

Im Unterschied zum konservierenden Umgang mit materiellem Weltkulturerbe wird bei diesem Übereinkommen speziell die kreative Weitergabe betont. Dies ist ein wesentliches Detail – es weist auf die ständige Entwicklung, Veränderung und Adaptierung jeglicher kultureller Äußerung durch die ausübenden Generationen hin, was nicht zuletzt in der Beschäftigung mit traditionellem Handwerk, das als einer der fünf Bereiche des immateriellen Kulturerbes identifiziert wurde, von essentieller Bedeutung ist.

In einer von der Österreichischen UNESCO-Kommission beauftragten und vom Bundeskanzleramt, dem Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft und der Wirtschaftskammer gemeinsam finanzierten Studie „Traditionelles Handwerk als immaterielles Kulturerbe und Wirtschaftsfaktor in Österreich“ wurde erstmalig für Österreich ein umfassendes Modell jener Parameter, welche traditionelles Handwerk ausmachen, dargestellt. Hierzu wurden neben einer quantitativen Literaturanalyse mehr als 70 Handwerkerinnen und Handwerker sowie Expertinnen und Experten des Handwerks bundesweit befragt, etwa ein Viertel davon aus Niederösterreich.

Was ist traditionelles Handwerk?

Die Studie benutzt einen Traditionsbegriff

entsprechend dem UNESCO-Übereinkommen zur Erhaltung des immateriellen Kulturerbes. Dieser meint dezidiert den lebendigen Prozess des Tradierens, also der kreativen Weitergabe von Können und Wissen bei gleichzeitiger Überprüfung auf die gegenwärtige Gültigkeit und Zukunftsfähigkeit.

Auch Handwerk ist ein vielschichtiger Begriff. Im Sinne der vorliegenden Studie umfasst Handwerk die Herstellung, Installation, Wartung, Pflege und Reparatur von auf die Kundenwünsche individuell zugeschnittenen Sachleistungen in Verbindung mit Dienstleistungskomponenten.
Aus meiner Sicht ist Handwerk so die Summe aller Sehnsüchte und Fähigkeiten, die es bedarf, um zu überleben und das Leben lebenswert zu machen.
 (NÖ, Tischlermeister)

Auf Grundlage der Begriffsdefinitionen von Tradition und Handwerk und den vielfältigen

Aussagen der Expertinnen und Experten konnte das im Folgenden beschriebene Modell entwickelt werden.

Das Handwerkshaus

In der Studie ist es erstmals gelungen, die grundlegenden Werte und Inhalte des traditionellen Handwerks zu definieren und zu veranschaulichen: Unter der Voraussetzung der Untrennbarkeit des Handwerks von seiner Trägerin bzw. seinem Träger bilden drei Kernkompetenzen das Fundament des Handwerks: die meisterliche Könnerschaft, die unternehmerische Selbständigkeit sowie die Weitergabe von Erfahrung und praktischer Könnerschaft. Fehlt einer dieser drei Parameter, ist die Zukunftsfähigkeit des Handwerks gefährdet.

- Meisterliche Könnerschaft bedeutet in diesem Zusammenhang das konkrete Anwenden von Wissen und Könnerschaft in der Tiefe und die ständige Weiterentwicklung in der Zeit.
- Selbständigkeit bedeutet die erfolgreiche Führung eines Unternehmens.
- Weitergabe von praktischer Könnerschaft bedeutet das Tradieren des Wissens an die nächste Generation, die Beziehung von Lehrling – Gesellin und Geselle – Meisterin und Meister.

Für mich ist die Ausbildung ein Herzstück des Handwerks. Man lernt das Handwerk, entwickelt es weiter und gibt es auf einer höheren Stufe weiter. (NÖ, Konditormeister)

Auf diesem Fundament fußen vier Säulen, zwei Beziehungs- und zwei Wertesäulen, die eng mit den Kernkompetenzen verwoben sind. Vor allem in den Säulen der Beziehungsebene steht der Mensch im Mittelpunkt, seien es Lieferantinnen und Lieferanten, Kundinnen und Kunden oder Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Diese Beziehungsebenen sind nicht anonym. Sie sind meist durch die persönliche Nähe der Handwerkerinnen und Handwerker von Loyalität und Handschlagqualität gekennzeichnet.

Vor allem die Leidenschaft zum Handwerk, zum eigentlichen Tun, ist das bestimmende Kennzeichen im Handwerk.

Das Handwerkshaus





*Fertigung eines
Holzkastenfensters*

An den Schnittstellen von Funktionalität und Kreativität liegt das Potenzial für Innovationen. *Wenn die Kundschaften dastehen, große Augen machen, staunen und sich einfach gut fühlen – das ist es, das Leidenschaft auslöst.* (NÖ, Schmiedemeister) *Im Baubereich ist es ein beinhartes Geschäft geworden. Aber wenn man es mit Liebe und Leidenschaft betreibt, macht es einem weniger aus.* (NÖ, Baumeister) *Die Rechnung, die Bezahlung des Kunden, das ist das eine, aber das Dankeschön und die Freude des Kunden über mein Produkt, das ist es, was die Leidenschaft beflügelt, was mich antreibt.* (NÖ, Floristmeister) *Bei uns spielt sich wahnsinnig viel im Kopf ab, das wird dann eingesetzt in der Hand, und dann kreieren wir was.* (NÖ, Schmiedemeister) *Handwerker, das sind ja die Leute, die tüfteln.* (NÖ, Tischlermeister)

Folgende immateriellen Werte spiegeln sich in der volkswirtschaftlichen Bedeutung wider:

- **Verlässlichkeit:** Handwerkerinnen und Handwerker stehen mit ihrem Namen für die erbrachte Leistung. Verlässlichkeit ist ein gelebter Wert.

- **Kontinuität und historische Verwurzelung:** Viele Handwerksunternehmen reichen drei Generationen oder noch länger zurück. Sie bilden einen viel höheren Wert ab als einen rein rechnerischen Unternehmenswert. Zusätzlich prägen derartige Handwerke oft die regionale Kultur und den Tourismus.
- **Kleinstrukturiertheit:** Traditionelle Handwerksbetriebe sind in der überwiegenden Mehrheit kleine Betriebe.
- **Regionalität und lokale Märkte:** Traditionelles Handwerk sorgt für Lebensqualität in ländlichen Regionen in Form von Arbeitsplätzen, ist Motor regionaler Wertschöpfungsketten, der Nahversorgung für die Bevölkerung und mitunter der Attraktivität für den Tourismus.
- **Nachhaltigkeit:** Nachhaltiges Wirtschaften liegt im Wesen des traditionellen Handwerks, da es in seiner Tendenz zur Weitergabe von Wissen und Unternehmen über Generationen für das Weiterbestehen seines Umfelds (Stichwort regionale Wertschöpfungsketten) mitverantwortlich ist und sich nur mit und in diesem positiv weiterentwickeln kann.
- **Kultureller Wert:** Die Entstehung und Erhaltung von Kulturgut mit regionaler, nationaler, europäischer bis hin zu internationaler Bedeutung ist eng mit dem traditionellen Handwerk verknüpft. So leistet es einen wesentlichen Beitrag für die Entwicklung von Produkten und Herstellungsverfahren, die regionalspezifische Kultur spiegeln, variieren, verändern und vermitteln können.
- **Wirtschaftlicher Wert:** Das traditionelle Handwerk dient der Einkommenserzielung für die Handwerkerinnen und Handwerker sowie ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Kulturelle, sozialpolitische und wirtschaftliche Bedeutung von traditionellem Handwerk

Rund 151.000 Unternehmen in Österreich sind dem traditionellen Handwerk zuzurechnen. Jedes dritte dieser Unternehmen ist ein Arbeitgeberunternehmen. Somit beschäftigen rund 50.000 Unternehmen insgesamt mehr als 537.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und bilden jeden zweiten Lehrling in Österreich aus.

Traditionelle Handwerksunternehmen stehen für:

- Arbeitsplätze und Ausbildungsplätze in den Regionen,
- lokale und regionale Versorgung der Bevölkerung mit Produkten und Dienstleistungen,
- Produkte und Dienstleistungen, die regionale bzw. nationale Kultur und Identität vermitteln,
- soziales Engagement vor Ort und in der Umgebung,
- regionale Verankerung und Vernetzung,
- regionale Wertschöpfungsketten,
- finanzielle Einnahmen für Gemeinden, Land und Staat und
- Krisenresistenz und Autonomie.

Das Handwerk ist in der Restaurierung unverzichtbar, das heißt, es gibt Branchen, wo das gar nicht anders ohne Handwerk geht. (NÖ, Baumeister)

Handlungsbedarf für Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur

Um Attraktivität und Status von traditionellen Handwerksberufen zu stärken, schlägt die Studie u.a. folgende Maßnahmen vor:

- Neue Ausbildungsmodelle, zum Beispiel Lehre mit oder nach der Matura, sowie eine bessere Durchlässigkeit des Bildungssystems in den tertiären Bildungssektor müssen weiter forciert werden.
- Der Bürokratieabbau bleibt ein zentrales Thema: So sollen Genehmigungsverfahren beschleunigt, Informations- und Meldepflichten reduziert werden, damit den Handwerkerinnen und Handwerkern mehr Zeit für ihre eigentliche Tätigkeit bleibt.
- Imagestärkende Maßnahmen, z.B. Inszenierung der Siegerinnen und Sieger von Handwerkspreisen und Wettbewerben ähnlich der medialen Vermarktung von erfolgreichen Sportlerinnen und Sportlern sollen initiiert werden.

Resümee

Traditionelles Handwerk ist erhaltenswertes, identitätsstiftendes und zukunftsfähiges kulturelles Erbe. Es schafft Arbeitsplätze, ist Garant für mehr Lebensqualität in den ländlichen Regionen und Motor von regionalen Wertschöpfungsketten.

Es sichert die Nahversorgung und stärkt die Attraktivität der Regionen als Tourismusstandort. Dadurch leistet traditionelles Handwerk einen wichtigen Beitrag zu ökonomischer, ökologischer, sozialer und kultureller Nachhaltigkeit. Darüber hinaus trägt es wesentlich zur internationalen Wahrnehmung österreichischer Kultur bei.

Auszug aus der UNESCO-Studie: Traditionelles Handwerk als immaterielles Kulturgut und Wirtschaftsfaktor in Österreich; zu finden unter: bmwfw.gv.at/Unternehmen/UnternehmensUndKMU-Politik/Seiten/Studie-Traditionelles-Handwerk.aspx



„Zum Haydn“ – Wiedereröffnung des Haydn Geburtshauses Rohrau

Michael Linsbauer

Das unter dem Namen „Haydn Geburtshaus Rohrau“ bekannte Gebäude ließ der Vater der berühmten Komponistenbrüder Joseph (1732–1809) und Michael (1737–1806) im Jahr 1728 errichten. Der Bau, der die Hausnummer 60 erhielt, wird in alten Dokumenten als „Briefhäusl“ bezeichnet und wurde in den Jahren 2016 und 2017 einer umfassenden Renovierung und Sanierung unterzogen. Dem Projektteam mit dem Kurator der Dauerausstellung, Dr. Werner Hanak-Lettner, war es dabei ein besonderes Anliegen, unter Berücksichtigung des authentischen Wohnambientes ein Museum mit Dauerausstellung einzurichten, das den rustikalen Zauber des Ortes bewahrt, gleichzeitig aber den heutigen

Anforderungen an einen modernen Museumsbau entspricht und das Erscheinungsbild in eine zeitgemäße Sprache übersetzt.

Schon ab der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, einige Jahre nach dem Ableben von Joseph und Michael Haydn, entwickelt sich der Ort zur musikhistorischen Pilgerstätte. 1841 wurde vom damaligen Besitzer das Schild „Zum Haydn“ angebracht und 1877 stiftete der Wiener Männergesangsverein Arion eine Erinnerungsplakette.

Bis zum Ankauf durch das Land Niederösterreich und der Einrichtung eines Museums sollte jedoch noch viel Zeit verstreichen. Angedacht wurde eine Musikergedenkstätte bereits 1930, zwei Jahre vor den Gedenkfeiern zum 200. Geburtstag Joseph Haydns, als das Gebäude vom Bundesdenkmalamt unter Denkmalschutz gestellt wurde.

Das Gebäude muss damals schon in einem bedenklichen Zustand gewesen sein. Der Publizist Rudolf Alexander Moißl schildert in seinem Buch „Das Lied der Deutschen“, erschienen 1941 in einer Schriftenreihe des Gaupresseamts Niederdonau, seine negativen Beobachtungen vor Ort: „Der erste Eindruck (...) ist der einer grenzenlosen Verlassenheit. Das kahle Gemäuer, in dem die Linien der einzelnen Fensteröffnungen durch den Mangel an

Innenhof des Haydn Geburtshauses nach Fertigstellung der Umbauarbeiten, September 2017



*Zeitgenössische Ansicht des Haydn
Geburtshauses zu Lebzeiten der
Komponistenbrüder*

Übereinstimmung wie eine schlecht gelöste Aufgabe aus der Harmonielehre anmuten, steht scharf und schroff gegen das neue, niedrige Ziegeldach, das seit dem letzten Brande das malerische Rohrdach verdrängte.“ Der Autor bezieht sich hier auf einen Brand im Jahr 1899, bei dem das Gebäude stark zerstört wurde und in dessen Folge das ursprüngliche Schilfdach durch ein neues Ziegeldach ersetzt wurde.

Im Jahr 1956 wurde der als ursprüngliches Wohnhaus der Familie Haydn definierte Teil des Grundstückes durch das Land Niederösterreich angekauft. Im Zuge des Umbaus zum Museum wurde das Schilfdach wiederhergestellt, ein pannonisch anmutender Arkadengang als Hofabschluss errichtet sowie eine Rauchkuchl rekonstruiert. Beim aktuellen Umbau wurde diese Rauchkuchl in Abstimmung mit dem Bundesdenkmalamt zugunsten eines dringend notwendigen Kassa- und Shopbereichs abgetragen sowie das typische Schilfdach erneuert.

Bereits im Rahmen einer Renovierung im Jahr 1982, anlässlich des 250. Todestages des Komponisten, wurde ein Anbau für Lagermöglichkeiten bewilligt, der aktuell, nach dem Zukauf eines benachbarten Grundstücks, erweitert werden konnte und nun für einen kleinen Konzertsaal, Garderobenräume, einen als Foyer konzipierten Wintergarten



und einen Büro- bzw. Archivraum Platz bietet.

Die neue permanente Ausstellung stellt die Kindheit und Jugend der Haydn-Kinder und die frühe Karriere der beiden angehenden Komponisten in ihren Mittelpunkt. Sie beginnt mit Geburt, Kindheit und der Musik, die die Kinder in dieser Gegend gehört haben könnten, widmet sich anschließend den Eltern und dem gesellschaftlichen Rahmen im Rohrau der 1730er-Jahre und zeichnet den frühen musikalischen Ausbildungsweg der beiden Haydn-Söhne von Rohrau über Hainburg nach Wien nach.

Dabei bemühte man sich ein möglichst authentisches Mobiliar entsprechend dem gesellschaftlichen Stand und den finanziellen Möglichkeiten der Familie Haydn auszuwählen, das im östlichen Niederösterreich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts weniger bunt bemalt war als das bisher ausgestellte.

Um der Nutzung der straßenseitigen ehemaligen Wohnräume auf den Grund zu gehen, wurde zu Beginn der Neuaufstellung im Jahr 2013 eine bauhistorische Erstaufnahme durchgeführt, die zum Schluss

kam, dass alle vier Räume und die Einfahrt zum ursprünglichen Bau- bestand gehören. Der bisher als Geburtszimmer ausgewiesene Raum wird in der Neugestaltung nicht mehr als solcher präsentiert. Es ist davon auszugehen, dass ein Schlafzimmer – das zu dieser Zeit nicht gesondert geheizt wurde – nicht auf der der warmen Küche sowie der Wohnstube abgewandten Gebäudeseite und durch die Einfahrt vollkommen abgetrennt eingerichtet wurde.

Haydn Geburtshaus Rohrau

Obere Hauptstraße 25

2471 Rohrau

Web: www.haydngeburtshaus.at

E-Mail: noe-haydngeburtshaus.rohrau@noel.gv.at

Tel.: +43 (0) 2164/2268

Öffnungszeiten 2018:

20. März bis 4. November,
Dienstag bis Sonntag und Feiertage:
10.00 bis 17.00 Uhr.

Während der Wintermonate ist das Museum nur bei Sonderveranstaltungen und für Gruppen gegen telefonische Voranmeldung geöffnet.

Die Villa Tugendhat in Brünn, Tschechien

Nina Kallina

Ich hatte mir immer ein modernes weiträumiges Haus mit klaren einfachen Formen gewünscht ...

Mit diesen Worten beschrieb Grete Tugendhat Anfang 1969 anlässlich einer Ausstellung über das Lebenswerk von Architekt Ludwig Mies van der Rohe in Brünn ihre Vorstellung von dem Haus, das – 1929 erbaut – zu einer Inkunabel moderner Architektur werden sollte. Die Villa Tugendhat stellt ein außergewöhnliches Werk im Hinblick auf seine Konstruktion, Raumgestaltung, Ausstattung, technische Ausrüstung und Verbindung mit der Natur dar.

Die klare und damit einfache Linienführung der Villa Tugendhat ist bestechend und muss in den späten 1920er-Jahren revolutionär gewesen sein. Das kommt auch darin zum Ausdruck, dass es nur eine einzige positive Wertung des Hauses in

Tschechien in der exklusiven Zeitschrift *Mesic* gegeben hat. Dieses Blatt bezeichnete das Haus Tugendhat als „eines der hervorragendsten Beispiele geistiger und technischer Reife der Gegenwart“.

Die „Einfachheit“ der Villa Tugendhat drückt sich nicht in den verwendeten Materialien aus, die ganz im Gegenteil von luxuriöser Qualität sind, sondern in ihrer Formensprache. Das „Einfache“ muss in diesem Zusammenhang nicht im Sinne von „kostengünstig“ oder „alltäglich“ verstanden werden, sondern als Ausdruck des Luxus, sich auf das Wesentliche konzentrieren und reduzieren zu können. Dieses Gebäude ist ein Paradebeispiel, welche hohe Qualität ausgewogene einfache Linien und Formen haben können.

Die Planung dieses Gebäudes wurde Ende 1928 vom Ehepaar Grete und Fritz Tugendhat bei dem damals

Straßenfassade, Villa Tugendhat, Brünn





*Eingangshalle, Villa Tugendhat,
Brünn (oben)*

*Badezimmer der Eltern,
Villa Tugendhat, Brünn (unten)*



schon renommierten Architekten Ludwig Mies van der Rohe beauftragt. Der Vater von Grete Tugendhat, der Industrielle Alfred Löw-Beer, finanzierte den aufgrund der verwendeten Materialien und der ausgeklügelten Technik kostspieligen Bau. Im Jahr 1930 bezogen Grete und Fritz Tugendhat das Haus. Nur acht Jahre später musste die jüdische Familie Tugendhat Brünn und damit ihr Haus im März 1938 verlassen. Sie gingen zuerst in die Schweiz, in weiterer Folge emigrierte die Familie nach Venezuela.

1939 wurde das Haus durch die Gestapo beschlagnahmt und 1942 als Eigentum des Großdeutschen Reichs eingetragen. Im April 1945 nahmen die russischen Truppen bei der Befreiung Brünns das Haus in Beschlag und richteten schwere Schäden an. So wurden der Hauptwohnraum und der Keller zu Stallungen umfunktioniert. Ab August 1945 bis 1950 wurde das Haus von der Schule für Tanz und Rhythmik genutzt, danach wurde es in das Eigentum der Republik der Tschechoslowakei überführt. 1992 fand in der Villa Tugendhat das Gipfeltreffen statt, bei dem der Vertrag über die Teilung der Tschechoslowakei unterzeichnet wurde. Durch einen Beschluss des Brünnner Stadtrates wurde die Villa im Anschluss dem Museum der Stadt Brünn zur Nutzung übergeben und ist seit 1994 der Öffentlichkeit zugänglich.

Bestrebungen zur Restaurierung der Villa Tugendhat gab es seit den 1960er-Jahren, erste Instandsetzungsarbeiten fanden erst in den Jahren 1981–1985 statt, allerdings ohne vorangehende bauhistorische oder restauratorische Untersuchungen.

Die zweite große Sanierung des Hauses wurde in den Jahren 2010–2012 mit dem Ziel der Wiederherstellung des Originalzustandes durchgeführt. Seit dem Jahr 2012 präsentiert sich die Villa wieder so wie zu dem Zeitpunkt, als die Familie Tugendhat hier lebte, und die bis ins kleinste Detail durchdachte und durchkomponierte Architektur ist in ihrer besonderen Formgebung wieder erleb- und nachvollziehbar.

Bereits 2001 wurde die Villa Tugendhat in die UNESCO-Welterbeliste als Denkmal moderner Architektur aufgenommen.

Erstmals in der Geschichte der Architektur nutzte man für den Bau eines Einfamilienhauses eine Konstruktion aus Stahlträgern. Das ermöglichte den Bauherren eine relativ freie, vom Tragsystem losgelöste Grundrissgestaltung. Von der eingeschossigen Straßenfront, die sich aus klaren Kuben, einem Durchgang mit dem Blick auf die Burg am Spielberg sowie einer gebogenen Milchglaswand zusammensetzt, betritt man das Haus, das sich – in den Abhang gebaut – unten in zwei weiteren Etagen fortsetzt. Die Gartenfassade wird von der gänzlich verglasten mittleren Etage, wo sich der Hauptwohnraum befindet, dominiert. Im Keller sind alle technischen Anlagen, die für das Haus notwendig sind, verborgen.

Hinter der gebogenen Milchglaswand befindet sich der Haupteingang des Hauses. Die Eingangshalle wird durch die Glaswand hindurch natürlich beleuchtet, der Türflügel des Einganges umfasst die gesamte Raumhöhe von fast drei Metern. Diese Türöffnung findet man im ganzen Haus, sie war für den Architekten einer der



*Hauptwohnraum, große Sitzgruppe,
Villa Tugendhat, Brunn*

Kernpunkte seiner Gestaltung. Auf den Einwand des Bauherren, dass sich die Türen verziehen könnten und daher kürzer ausgestaltet werden sollten, soll der Architekt erwidert haben, dass er in diesem Fall den Auftrag nicht übernehmen könne. Die bis an die Decke reichenden Türen bestimmen jedenfalls die klare und ruhige Gliederung der Wandflächen.

Auf der Ebene des Einganges erstreckt sich das dritte und oberste Stockwerk, wo die Privaträume untergebracht sind. Als besonders durchdacht ist hier die natürliche Beleuchtung des fensterlosen Elternbadezimmers hervorzuheben: Der Raum wird über die Decke durch eine sich über das Dach erhebende Laterne mit Tageslicht versorgt. In dieser Etage sind die das Haus tragenden Stahlstützen in den die Räume trennenden Wänden integriert und daher für sich nicht sichtbar.

Im Stockwerk darunter ist der Hauptwohnraum untergebracht, es handelt sich also um die Beletage des Hauses. Der Raum, der sich über 237 m² erstreckt, ist nach Funktionsbereichen geteilt – kleine und große Sitzgruppe, Musikbereich, Arbeits„zimmer“, Bibliothek, Essnische. Diese Teilung erfolgt nicht durch gemauerte Raumwände, sondern durch Raumteiler wie eine Platte aus Onyx, eine Nische aus Makassar-Ebenholz, die Aufstellung der Möbel sowie den regelmäßigen Rhythmus der Stahlträger, die hinter einer verchromten Ummantelung verborgen sind. Den Abschluss zum Garten hin bildet eine Glasfront, deren Fenster vollständig (in den Kellerbereich) versenkt werden können, wodurch dieser Raum zum Garten hin geöffnet werden kann. An einer Seite schließt hinter einer weiteren Glasfront ein Wintergarten an, der das Bindeglied zum Garten darstellt.

Die Raumgestaltung als fließender Raum und die Verbindung mit der grünen Umgebung sind die Hauptmerkmale des Entwurfes von Mies van der Rohe, den er in diesem Haus dank des Verständnisses des Ehepaars Tugendhat verwirklichen konnte.

Die ummantelten Stahlträger mit einem Vierpass-Querschnitt wecken in dem durch die Glasfront lichtdurchfluteten Raum Assoziationen zu gotischer Säulenarchitektur mit ihrer besonderen Lichtführung. Unsere heutige Assoziation ist auch vor dem Hintergrund zu sehen, dass gotische Räume – anders als zu ihrer Entstehungszeit – meist in einer sehr reduzierten Farbigkeit auf uns gekommen sind. Auch im Hauptwohnraum der Villa Tugendhat herrschen reduzierte Farben wie das gebrochene Weiß des Linoleumbodens, das Beige der Onyxwand, durch die das Sonnenlicht zu bestimmten Jahres- und Tageszeiten durchscheint, und das Braun der Makassarholz-Rundung vor. Auch die meisten Möbel, die eigens für die Villa Tugendhat entworfen wurden, sind in weißer, schwarzer oder brauner Farbe gehalten. Nur das Grün der Pflanzen im Wintergarten sowie bewusst farbkräftig gestaltete Möbel (einfärbig grün und rot) der Sitzgruppe direkt vor der Glasfront zum Garten setzen Akzente.

Neben dieser großen Sitzgruppe gehört sicher die Essnische zu den gestalterischen Glanzstücken des Hauptwohnraumes. Im Zentrum des



Raumteiles, der durch die halbrunde, mit Makassar-Ebenholz furnierte Wand gebildet wird, steht der runde Esstisch. Die originale halbrunde Wand wurde schon um 1940 nach der Emigration der Familie abgebaut. Teile der originalen Wand, die vor der umfassenden Wiederherstellung des Hauses in einem ehemaligen Partykeller der Gestapo gefunden wurden, wurden in der rekonstruierten Wand wieder eingebaut.

Die kreisrunde Tischplatte mit schwarz gebeiztem Birnbaumfurnier hat einen Durchmesser von 150 cm, wobei man die Fläche nach Bedarf mit anschiebbaren Kreisringsegmenten zweimal auf 223 bzw. 330 cm erweitern kann, sodass bis zu 24 Personen Platz finden können.

Mit einfachen Mitteln, aber ausgeklügelt konstruiert präsentiert sich auch die technische Ausstattung des Hauses. So ist die Klimaanlage/

Heizung in vier Kammern unterteilt. In der ersten Kammer wird die von außen angesaugte Luft durch Besprühen mit Wasser von salzhaltigen Steinen, die am Boden der Kammer liegen, befeuchtet. Aus dieser Mischkammer wird die Luft zur Reinigung von Verunreinigungen zum Zedernölfilter gesaugt. Von dort aus wird die Luft durch einen Filter aus Holzspänen geführt, um etwaige Ölreste zu entfernen. Die so aufbereitete Luft kann nach Bedarf erwärmt und dann mit einem Ventilator in die Leitung gedrückt werden. Auch nach fast 90 Jahren ist die Klimaanlage/Heizung des Hauses voll betriebsfähig und fast im Originalzustand erhalten.

Die Glasfront des Hauptwohnraumes kann mechanisch zur Gänze in das darunterliegende Geschoss, den Keller, versenkt und damit der Raum zum Garten hin geöffnet werden. Dieser Aspekt der Verbindung

des Hauses zur umgebenden Natur, der durch ein einfaches technisches System ermöglicht wurde, stellt neben der Statik des Hauses durch Stahlträger und der sich daraus ergebenden freien Grundrissgestaltung das zentrale Wesensmerkmal dieses Gebäudes dar. Die Linienführung in der Kubatur, Wandflächengliederung und Grundrissgestaltung, die Licht- und Farbgebung sowie die technische Ausstattung sind in ihrer Einfach- und Reduziertheit einzigartig und wohl immer noch Anleitung für modernes Bauen.

*Hauptwohnraum, Essnische,
Villa Tugendhat, Brunn*

Auf den folgenden Seiten informieren wir Sie über die wichtigsten derzeit laufenden Restaurierungen und die anstehenden Probleme im Bereich der Denkmalpflege in Niederösterreich.

Beiträge von Gerold Eßer, Margit Kohlert, Patrick Schicht, Christoph Tinzl

Ebreichsdorf, Dreifaltigkeitssäule

Am großzügigen Hauptplatz der Stadt stand einst eine figurenreiche hochbarocke Dreifaltigkeitssäule, die im 20. Jahrhundert mehrfach reduziert und versetzt worden

war, sodass sie zuletzt außerhalb auf einer Wiese neben einer Tankstelle in Vergessenheit geriet. Mit der Neugestaltung des Hauptplatzes wurden auch ihre Rückführung und Wiederherstellung beschlossen,



Ebreichsdorf, Dreifaltigkeitssäule

die im Sommer 2017 (wenn auch am Rand des Platzes) abgeschlossen wurden.

Als große Herausforderung entpuppte sich das Figurenprogramm, von dem bedeutende Stücke fehlten, andere in spärlichen Bruchteilen vorlagen, weitere durch unpassende Ergänzungen stark entstellt waren. Da die Architektur der Säule auf Konsolen inszenierte Skulpturen vorsieht und die Inhalte nur durch die entsprechenden Pestheiligen verständlich sind, gab es früh Konsens, auf Basis vorliegender historischer Abbildungen und Beschreibungen die bedeutendsten fehlenden Figuren analog zu Gegenstücken der gleichen Region und Epoche wiederherzustellen. Auch wenn nun im Detail die unterschiedlichen Handschriften erkennbar sind, überzeugt das Ergebnis durch die Vollständigkeit des Figurenensembles und bietet



ein gutes Beispiel, dass auch stark reduzierte Denkmale plausibel wiederhergestellt werden können. (PS)

Furth bei Göttweig, Fünfkreuz

Das sog. Fünfkreuz, ein frühbarocker Bildstock, der die vor 1848 dort befindliche Hinrichtungsstätte des Landesgerichts Göttweig in Erinnerung hält, wurde auf dankenswerte Initiative des Fremdenverkehrs- und Verschönerungsverein Furth bei Göttweig restauriert. Dabei waren konservatorische Maßnahmen, wie der Verschluss von Rissen und Klüften im Steinmaterial, sowie das Ausgleichen aufgewitterter Steinoberflächen umzusetzen. Das Aufbringen einer sich aus konservatorischer ebenso wie auch aus ästhetischer Sicht positiv auswirkenden Steinschlämme, die insbesondere die beiden Reliefs einer Pietà und eines Kreuzifixes mit Maria und Johannes besser lesbar machte, sowie die Antikorrosionsbehandlung der namensgebenden fünf Eisenkreuze brachten die Arbeiten zu einem erfreulichen Abschluss. (CT)

Kirchberg am Wechsel, Pfarrkirche, Außenrestaurierung

Die nach Abtragen eines gotischen Vorgängers in den Jahren 1754–1756 neu errichtete Jakobus dem Älteren geweihte ehemalige Kirche des Augustiner-Chorfrauenstiftes steht als Pfarrkirche von Kirchberg

Furth bei Göttweig, Fünfkreuz

(rechts)

Kirchberg am Wechsel, Pfarrkirche

(links)

am Wechsel inmitten einer ehemals wehrhaften mittelalterlichen Klosteranlage in weithin sichtbarer Lage über dem Ort. Der mächtige Kirchenbau beeindruckt durch seine schiere Baumasse, die hohen, fast fensterlosen Aufrisse sowie seine als Tempelfront ausgebildete, mit einem breit lagernden zentralen Glocken- und Uhrturm bekrönte Hauptfassade. Ziel der Außenrestaurierung war die Instandsetzung aller die Außenseite bestimmenden Baelemente bis hinauf



zu den Trauflinien von Kirchenschiff und Turm. Von hervorragender Bedeutung ist der im gesamten Bauwerk noch überwiegend original vorhandene Bestand der barocken Kreuzstockfenster, die auch noch über einen hohen Anteil barocker mundgeblasener, sechseckiger Glasscheiben verfügen. Nach der Restaurierung präsentiert

sich der auf einem weiten Platz freistehende Kirchenbau als Zentrum eines insgesamt stimmig erscheinenden historischen Ensembles. (GE)

Kirchberg am Wechsel, Friedhofskirche, Altarrestaurierungen

Die Friedhofskirche in Kirchberg am Wechsel wurde als Kapelle des

Bürgerspitals in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts errichtet. Nach der Übernahme des Spitalsfriedhofs durch die Pfarre im Jahr 1777 dient der kleine Saalbau mit seinem aus der Bauzeit erhaltenen Dachwerk und dem oktogonalen Dachreiter seither als Totenkapelle des Pfarrfriedhofs. Nach in den letzten Jahren durch die Gemeinde Kirchberg durchgeführten Restaurierungen der Außenhülle und der Raumschale konnte 2017 als letzter Baustein der Bemühungen zur Erhaltung des Baudenkmals die Restaurierung der beiden barocken Altäre abgeschlossen werden. Bauinschriften bezeugen, dass beide Altäre in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erschaffen wurden. Während der 1749 gestiftete Hochaltar (Totenaltar) ein Gemälde des 19. Jahrhunderts aus der Schule von Joseph Führich trägt (Trost und Hilfe der armen Seelen), zeigt der mit 1734 datierte Seitenaltar den heiligen Johannes Nepomuk in einem Gemälde des 18. Jahrhunderts. Ziel der Arbeiten war eine Reinigung und Konservierung des überlieferten Zustandes unter Bewahrung der alterswertigen Oberflächen. (GE)



Loosdorf, Hohe Schule

Der als Hohe Schule bekannte mächtige Bau eines Gymnasiums, der 1574 im Auftrag des H. W. von Losenstein errichtet worden war und durch die von Pastor Balthasar Masko verfasste und in Augsburg

*Kirchberg am Wechsel,
Friedhofskirche*



1574 gedruckte Schulordnung als Leitdenkmal der Geschichte der Pädagogik in Österreich gelten kann sowie zudem auch als „Landschaftsschule“ der protestantischen Stände für die Entwicklung

des evangelischen Glaubens in der Region von Bedeutung ist, war einige Zeit durch eine vollkommen falsche, konsenslos aufgebraachte Farbgebung stark in seiner Außenerscheinung beeinträchtigt. Nach



einem Eigentümerwechsel konnte nun, basierend auf einer restauratorischen Voruntersuchung, ein stimmiges Fassungskonzept erarbeitet und umgesetzt werden, womit sich der Bau wieder harmonisch im Gesamtensemble von Loosdorf präsentiert. (CT)

Melk, Nordturm der Stiftskirche, Restaurierung und Reliquienfund
Bedingt durch die extreme Exposition ihrer Fassade stellt die Stiftskirche Melk eine besondere denkmalpflegerische Herausforderung dar und bedarf, insbesondere hinsichtlich ihrer aus Muschelkalk gehauenen Steinobjekte, konsequenter Kontrolle und Pflege. Nachdem nun 2016 der Südturm der Stiftskirche Ziel einer hinsichtlich der Baustellenlogistik, etwa der Einrüstung, spektakulären Restaurierung war, folgte seit Ostern 2017 der Nordturm. Neben der Steinrestaurierung, die auf Grund der großen Höhe hohe Anforderungen an die Konsolidierung von auskragenden Steinteilen stellte, um den Sicherheitsaspekten gerecht zu werden, wurden die Fassadenabschnitte seitens der stiftseigenen Maler mit Mineralfarbe neu gefasst. Geradezu sensationell war der Fund einer Metallkassette im Knauf des Turmkreuzes, in der in kleinen beschrifteten Briefchen Reliquien, aber auch Medallions oder auch ein Kreuz zu finden waren. Um Schäden beim Öffnen der Briefchen zu vermeiden, wurde

*Loosdorf, Hohe Schule (oben)
Stift Melk (unten)*



an der FH Wels eine Computertomographie vorgenommen, die den Inhalt in überzeugender Form „lesbar“ machte. (CT)

Mödling, Burgruine

Im Raum Mödling haben die Fürsten Liechtenstein ab dem frühen 19. Jahrhundert für die breite Bevölkerung eine in dieser Dichte international einzigartige Landschaftsverschönerung mit zahlreichen Staffagebauten, Erschließungswegen, Bänken und Aussichtsterrassen verwirklicht, die heute noch in wesentlichen Teilen erhalten ist. In den letzten Jahren hat das Bundesdenkmalamt zusammen mit den Gemeinden Mödling, Maria Enzersdorf und Hinterbrühl eine bauhistorische Bestandsaufnahme veranlasst und erste Musterprojekte zur behutsamen Restaurierung gestartet. Neben der soeben anlaufenden Freistellung des Pfeiferbüchseles, einer künstlichen Kirchenruine in der Gemeinde Maria Enzersdorf, hat die Stadtgemeinde Mödling die originalgetreue Wiederherstellung des Johannessteigs durchgeführt, den Husarentempel renovieren und von Restauratoren den dominanten Pfeiler auf der Burgruine Mödling konsolidieren lassen.

Diese in der Romantik bereits stark reduzierte Ruine war von den Liechtensteinern als zentrales Motiv der Landschaftsgestaltung mit geschwungenen Rampen und Brüstungen sowie einem zentralen Turmgebäude neu in Szene gesetzt

Mödling, Burgruine

worden, wobei die Verwebung mit der Natur als Sinnbild der Vergänglichkeit eine zentrale Rolle spielen sollte. Der hohe Pfeiler, der im Mittelalter einen hölzernen Gang von der inneren Burg zum heute verschwundenen äußeren Bering getragen hat, zeigt als einziger Bauteil noch großflächige historische Putze, die es 2016/17 zu konsolidieren galt, ohne den Charakter zu verändern. Es wurden daher unmerklich die offenen Mauerfugen geschlossen, die Mauerkronen wetterfest gemacht und die Putze ohne größere Ergänzung gefestigt. In den nächsten Jahren sollen

weitere Ruinenbereiche in ähnlich behutsamer Weise bearbeitet werden, sodass dieser Zentralpunkt der romantischen Landschaftsgestaltung langfristig für die Bevölkerung zugänglich bleiben kann. (PS)

Pottenbrunn (Gem. St. Pölten), Altes Schloss, Sanierung des Dachstuhls und der Fassaden

Das von einem Wassergraben umgebene Schloss besteht aus zwei Bauwerken. Der Alte Schloss genannte Teil, der im Mittelalter erbaut wurde, beherbergt eine Privatschule. Das um 1600 erbaute Neue Schloss dient seinen Besitzern

als Wohnsitz. Das Alte Schloss ist ein hochaufragender, viergeschossiger Bau mit rechteckigem Grundriss, mit steilem Doppelwalmdach und dem hohen Turm mit Zwiebelhelm am Nordosteck. Um das vierte Geschoss läuft eine schmale Galerie.

An dem nach einem Teileinsturz vor 50 Jahren notdürftig in Stand gesetzten Dachstuhl waren neuerlich statische Schäden aufgetreten, die sich bereits durch Risse am Gesims und an der Balustrade

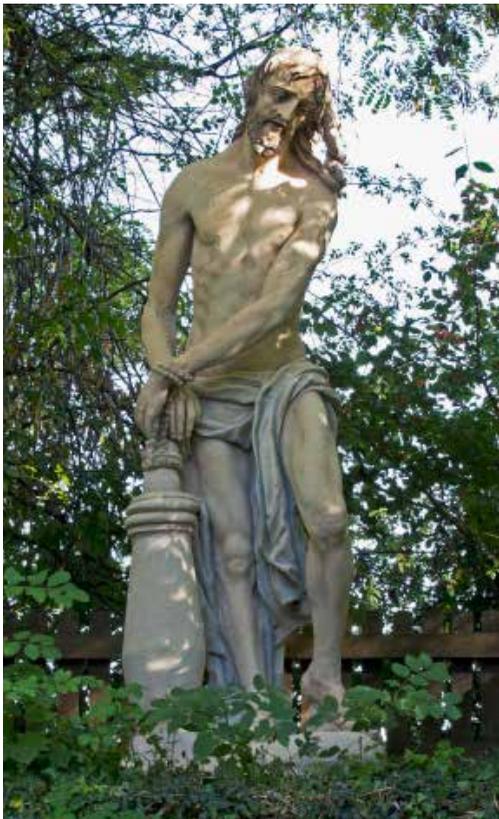
Pottenbrunn, Altes Schloss



gezeigt hatten. Eine umfangreiche Sanierung des Dachtragwerks wurde erforderlich. In diesem Zuge wurden auch die Steinteile der Balustrade, des Balkons und alle Fassaden restauriert. Die neu gestaltete Fassung wurde an die Farbgebung des Neuen Schlosses und der Hofmühle angeglichen, um die Einheitlichkeit der Schlossanlage zu unterstreichen. (MK)

Pottschach, Kreuzwegfiguren

Pottschach bei Ternitz verfügt über einen durch topographisch weit auseinander gezogen stehende Figurengruppen charakterisierten Kreuzweg, der südlich des historischen Ortskerns bei der 1709 errichteten Kalvarienbergkapelle



seinen Abschluss findet. Nachdem die Kapelle bereits in den vergangenen Jahren werterhaltende Instandsetzungsarbeiten erfahren hatte, konnten im heurigen Jahr auch drei aus hochbarocken Steinfiguren bestehende Kreuzwegstationen im Rahmen eines ganzheitlichen, auch gartenpflegerische Maßnahmen umfassenden Konservierungsprojektes bearbeitet werden.

Die Stationen zeigen – in der Reihenfolge ihres Besuchs im Rahmen der Karfreitagsprozessionen – Christi Abschied von Maria, Christus am Ölberg sowie Christus an der Geißelsäule. Im Zuge der Restaurierungen konnte bestätigt werden, dass – trotz der teils unterschiedlichen Maßstäblichkeit der Figuren – alle drei Gruppen einer künstlerischen Hand oder Werkstatt entstammen dürften. Die aus Kalksandstein gefertigten, mit filigranen Linienführungen versehenen Figuren waren einst farblich gefasst, wie in Falten und Hinterschneidungen erhaltene Pigmentspuren verraten.

Die exponierte Lage besonders der so genannten „Urlaubergruppe“ hatte in der Vergangenheit mehrfach zu mutwilligen Beschädigungen geführt, mit der Folge teils umfänglicher Substanzverluste. Nach Abschluss denkmalfachlich erforderlicher Ergänzungen und Festigungen wurde den Figuren eine auf den Vorgaben des Bestandes basierende farbliche Präsentation verliehen, die dem zeitgenössischen Betrachter einen Eindruck von der einstigen farblichen Erscheinung der szenischen Erzählungen ermöglicht. (GE)



Wagram an der Traisen, Johannes-Nepomuk-Bildstock

Eine der für das Land charakteristischen Johannes-Nepomuk-Skulpturen, jene in Wagram ob der Traisen, konnte durch eine Restaurierung

*Pottschach, Kreuzwegfigur (links)
Wagram an der Traisen, Johannes-Nepomuk-Bildstock (rechts)*



Wr. Neustadt, Stadtmauer an der Beethovengasse

nicht nur in der Substanz längerfristig gesichert werden, sondern erfuhr dabei auch eine behutsame Rückführung auf die entstehungszeitliche Polychromie. Nach der Reinigung und der Abnahme ästhetisch wenig befriedigender früherer Ergänzungen konnte durch das Atelier Krems sowohl die bildhauerische als auch die farbliche Integration von Bestand und Fehlstellen in überzeugender Weise gelöst werden. Restaurierziel war hinsichtlich der Farbfassung eine Annäherung an das gealterte, zuvor von diversen Schlämmen kaschierte Erscheinungsbild des zweiten Drittels des 18. Jahrhunderts, ohne jedoch auf den unterschiedlich aufgewitterten

Steinoberflächen allzusehr den Eindruck von Neuwertigkeit entstehen zu lassen. Das nunmehr angebrachte Schutzdach mit seiner Edelstahlstützkonstruktion stellt einen denkmalpflegerischen Kompromiss dar, um eine langfristige Bewahrung von Substanz und Erscheinung der überaus qualitätsvollen Skulptur zu gewährleisten. (CT)

Wr. Neustadt, Stadtmauer an der Beethovengasse

Seit einigen Jahren betreiben das Land Niederösterreich und das Bundesdenkmalamt ein ambitioniertes Großprojekt zur Inventarisierung, Restaurierung und Vermittlung der einst zahlreichen monumentalen Stadtmauern. Standardisiert wird dabei der Bestand bauhistorisch, statisch

und technisch erfasst, um gemeinsam mit den örtlichen Gemeinden und Eigentümern ein Programm zur Erhaltung aufzustellen. Dazu gehört regelhaft auch eine aussagekräftige Musterfläche, um als Referenz für weitere Abschnitte zu dienen.

Im Vorfeld der Landesausstellung 2019 wurde auch in Wr. Neustadt eine bauhistorische Untersuchung der teilweise hervorragend erhaltenen Befestigungen durchgeführt, die zahlreiche neue Erkenntnisse ergab. Die Stadt ist um 1200 anlässlich der Übernahme der Steiermark durch die Babenberger als neue Drehscheibe von Handel und Verkehr errichtet und nach modernstem Wissen mit Flankentürmen und Zwingern umgürtet worden. Im Sommer 2017 wurde an der Beethovengasse ein in voller Höhe bewahrtes Teilstück als breite Musterfläche restauriert. Dabei konnten die störenden Zementfugen entfernt und durch Kalkmörtel ersetzt werden. Der im oberen Bereich erhaltene mittelalterliche Putz wurde konsolidiert, unten wurde die charakteristische Ährenstruktur des Mauerwerks besser lesbar gemacht. Sämtliche historische Zutaten wie Aufstockungen, Zerstörungen und Fenstereinbrüche sind damit wieder als solche erkennbar und belegen anschaulich über 800 Jahre Nutzungsgeschichte einer der bedeutendsten Gründungsstädte Mitteleuropas. (PS)

Unbezahlt, aber unverzichtbar!

Alexandre Tischer

Ihre Musik klingt über den Hauptplatz und sorgt für heitere Stimmung. Mit Hingabe klopfen sie blätternden Putz ab, um die Ortskapelle in neuer Pracht entstehen zu lassen. Und eifrig schaufeln sie zur Freude kleiner und großer Museumsbesucher Kohle in alte Dampflokomotiven. Das und noch viel mehr sind die rund 78.000 Menschen, die sich ehrenamtlich im Kulturbereich in Niederösterreich engagieren. Ehrenamtliche Leistungen sind eine tragende Säule unserer Gesellschaft, denn viele Organisationen würden ohne dieses Engagement nicht funktionieren. Zudem prägen die unzähligen ehrenamtlichen Vereinsaktivitäten das Leben in den Regionen entscheidend mit und tragen zu Identifikation und Zusammengehörigkeit in einem Ort bei.

Nach den Sportvereinen sind die meisten österreichischen Ehrenamtlichen im Kulturbereich tätig. Trotzdem fehlte bislang eine Studie, die ihre Bedeutung detailliert beleuchtet. Das Land Niederösterreich hat daher die Donau-Universität Krems beauftragt, das Ausmaß des Freiwilligenengagements im Kulturbereich für Niederösterreich zu erheben und dessen Wert für das Bundesland zu beziffern. Die Ergebnisse sind beeindruckend: Insgesamt wurden 77.863 Personen gezählt, die ehrenamtlich im Kulturbereich aktiv sind. Darüber hinaus ist jede/r Zweite in einem weiteren Kulturverein tätig, was in Summe 114.000 ehrenamtliche Aktivitäten ergibt.

Die meisten pflegen – engagiert in Chören, Volks- und Blasmusikensem-

bles sowie in Volkstanzgruppen – in ihrer Freizeit die heimische Volks- und Musikkultur. Viele Freiwillige arbeiten in Theater- und Kunstvereinen mit, helfen in Archiven und regionalen Museen aus oder kümmern sich um die Erhaltung von Kleindenkmälern, Kapellen oder Kirchen. Mit der Studie wurde zudem versucht, diese Arbeit monetär zu bewerten. Das Resultat: die Ehrenamtlichen leisten pro Woche insgesamt 463.000 Stunden freiwillige Arbeit, was auf das Jahr umgerechnet einen Wert von 380 Millionen Euro darstellt.

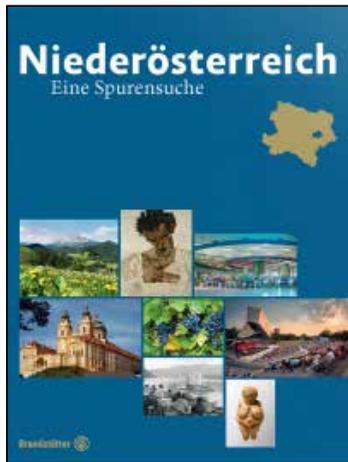
Wesentlich ist der darüber hinaus entstehende gesellschaftliche Mehrwert. Freiwilliges Engagement fördert, so die Studie, die sozialen Beziehungen, bietet emotionale Verbundenheit mit der Gemeinschaft und trägt damit zur gesellschaftlichen Stabilität bei.

Damit belegt die Studie, dass freiwilliges Engagement im Kulturbereich einen enorm hohen volkswirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wert darstellt. Ohne den Beitrag der Ehrenamtlichen wäre Vieles im Land nicht realisierbar. Ums sie zu ermutigen und zu fördern, wurde in der neuen Kulturstrategie des Landes auch festgelegt, die Rahmenbedingungen für ehrenamtlich betreute Projekte weiter zu optimieren.



Mithilfe von Ehrenamtlichen bei der Pfarrhofrenovierung in Göllersdorf

Buchempfehlung



Niederösterreich – Eine Spurensuche

Das größte Bundesland Österreichs gestern und heute: Diese inhaltsreiche Publikation schlägt Brücken zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart und zeigt Niederösterreich in all seinen Facetten. Dies betrifft seine unterschiedlichen Regionen ebenso wie seine historischen Ursprünge, seine Kultur und das Leben im Alltag. Doch wie wurde dieses Land, was es heute ist? Wie sehr wirkt seine Geschichte als Kernland Österreichs bis in die Gegenwart, wie veränderten sich die Landschaften, entwickelten sich ökonomische Gegebenheiten?

Wie sichtbar werden Traditionen und Bräuche im Alltag der Bevölkerung, und was birgt die Zukunft?

Sechs Autoren und darüber hinaus eine Reihe versierter Gastbeiträge nehmen uns mit auf ihre Spurensuche, um all diese und noch viele Fragen mehr zu beantworten. In ihrem Zusammenwirken entstand ein Niederösterreich-Handbuch, dem das Adjektiv „groß“ in jeder Hinsicht gebührt: Opulent bebildert und ebenso spannend wie umfassend und informativ beschrieben, entfaltet sich vor den Lesern nicht weniger als das ganze Land in seiner enormen Vielfalt.

Niederösterreich – Eine Spurensuche

Autoren: Mella Waldstein, Ernst Bruckmüller, Barbara Sternthäl, Ernst Langthaler, Ortrun Veichtlbauer, Martin Haidinger u.a.

Hrsg.: Amt der NÖ Landesregierung, Abt. Kunst und Kultur & Abt. Wissenschaft und Forschung
Redaktionsteam: Christian Rapp, Nadia Rapp-Wimberger, Alexandre Tischer, Matthias Kafka
Visuelle Gestaltung: Bohatsch und Partner, Wien

2017, Brandstätter Verlag, Wien
608 Seiten, 1000 Abbildungen, im Buchhandel erhältlich um € 49,90
ISBN 978-3-85033-827-1

Ausstellungsempfehlungen



Die umkämpfte Republik: Österreich 1918–1938

Die Dauerpräsentation des Haus der Geschichte im Museum Niederösterreich wird jedes Jahr mit einer Schwerpunktausstellung ergänzt.

Anlässlich des 100. Geburtstags der Ersten Republik im Jahr 2018 beleuchtet die erste Schwerpunktausstellung bereits ein halbes Jahr vor diesem Jubiläum gleich ein zeitgeschichtlich brisantes Thema. „Die umkämpfte Republik: Österreich 1918–1938“ widmet sich jenen Jahren, die vor dem Hintergrund großer

wirtschaftlicher und sozialer Spannungen in eine zunehmende Radikalisierung und Gewaltbereitschaft und schließlich in ein autoritäres System führten.

Anhand noch nie gezeigter Objekte aus den Landessammlungen und einer eigens durchgeführten Sammelaktion werden Phänomene wie Massenarmut und Massenarbeitslosigkeit und deren politische Folgen begreifbar. Plakate aus dieser Zeit zeigen das politisch aufgeladene Klima genauso wie ein Gewehr der Schüsse von Schattendorf. Die letzten vor dem Krieg gebackenen Kipferl oder ein Puppenofen

aus Kupfer, der in der Zwischenkriegszeit auch zum Kochen verwendet wurde, beleuchten die wirtschaftliche Not.

Haus der Geschichte im Museum Niederösterreich

Ab 10. September 2017
Dienstag bis Sonntag & Feiertag
9.00–17.00

Kulturbezirk 5
A-3100 St. Pölten
T +43 2742 90 80 90

info@museumnoe.at
www.museumnoe.at

Byzanz & der Westen. 1000 vergessene Jahre

Die Schallaburg ruft 2018 eine faszinierende Geschichte ins Gedächtnis. Sie handelt von Neugier und Vorurteilen, Gier und Faszination, von zwei Welten, die einander vertraut und doch in vielem so fremd waren. Es ist die Geschichte von Byzanz und dem Westen. Zu sehen sind 400 Exponate aus aller Welt: dem Pariser Musée du Louvre, der Schatzkammer von San Marco in Venedig – darunter bislang nie gezeigte Kunstwerke etwa aus dem Israel Museum in Jerusalem. Es ist die umfassendste Ausstellung zu Byzanz in Europa und zugleich die wertvollste in der Geschichte der Schallaburg. Wir stechen mit Pilgern, Händlern und Kreuzfahrern in See, treffen Karl den Großen bei seiner Kaiserkrönung in Rom und begleiten Prinzessin Theodora, die aus Byzanz nach Österreich verheiratet wurde. Wir folgen französischen Rittern, die Abenteurer und Reichtümer in Griechenland

suchten, und byzantinischen Gelehrten, die in Italien für Furore sorgten. Wir erfahren von gegenseitiger Bewunderung und Verachtung, von Bündnissen und Misstrauen, von Solidarität und Verrat.

Mit dieser einzigartigen Mischung von Geschichten, Kunstwerken und historischen Persönlichkeiten macht die Schallaburg 1000 vergessene Jahre erlebbar und schlägt eine Brücke ins Heute.

In der Ausstellung zeigen und erzählen neueste Forschungsergebnisse die lebendige Geschichte eines imposanten Weltreiches, welches unsere europäische Kultur bis heute prägt. „Wie alt wurde Konstantin? Wo sieht man Byzanz noch heute?“ Fragen wie diese können in der Ausstellung direkt an Forscher gestellt werden. Auch in der Kulturvermittlung sind die Gäste immer wieder eingeladen, in einem gemeinsamen Gespräch ihre Meinung mitzuteilen.

Reich, kulturell überlegen, faszinierend, aber auch fremdartig und

dekadent zugleich, das war das Bild von Byzanz für den Westen. Doch wie gehen Menschen damals wie heute mit einer als anders empfundenen Kultur, deren Ideen und Lebensweisen um? Wann kommt es zur Annäherung, wann zur Ablehnung? Was wird kopiert, was wird verändert?

Renaissanceschloss Schallaburg

17. März – 11. November 2018

Montag bis Freitag 9.00–17.00

Samstag, Sonntag & Feiertag

9.00 –18.00

3382 Schallaburg 1

T +43 2754 63 17-0

office@schallaburg.at

www.schallaburg.at

Tragaltar. Trier, Hohe Domkirche



Literaturhinweise

Daniela Hammer-Tugendhat, Ivo Hammer, Wolf Tegethoff, Haus Tugendhat. Ludwig Mies van der Rohe, Basel 2014

Johann Kräftner, Naive Architektur in Niederösterreich, St. Pölten 1977

Johann Kräftner, Naive Architektur II, Zur Ästhetik ländlichen Bauens in Niederösterreich, St. Pölten und Wien 1987

Adolf Loos, Ornament und Verbrechen, Wien 1908

Manfred Koller, Fassaden – Die Gesichter der Baukunst in Stadt und Land, in: Denkmalpflege in Niederösterreich, Band 15, Wien 1994, S. 5–11

Franz Schuster, Eine eingerichtete Kleinstwohnung, Frankfurt am Main 1927

Franz Schuster, Ein eingerichtetes Siedlungshaus, Frankfurt am Main 1928

Franz Schuster, Der Stil unserer Zeit. Die fünf Formen des Gestaltens der äußeren Welt des Menschen. Ein Beitrag zum kulturellen Wiederaufbau, Wien 1948

Franz Schuster, Ein Möbelbuch – ein Beitrag zum Problem des zeitgemäßen Möbels, Frankfurt am Main 1929

Heinrich Tessenow Institut und Theodor Böll (Hg.), Heinrich Tessenow Gesamtausgabe, Weimar und Rostock 2008 ff.

Abbildungsnachweise

Titelbild: Amt der NÖ Landesregierung

S. 4/5 BDA (Gerold Eßer)

S. 6–7 Christian Knechtl

S. 8 Christian Wachter

S. 9 Bruno Klomfar

S. 10 Wikipedia (Fewskulchor)

S. 11 BDA (Gerold Eßer)

S. 12 Thomas Gronegger

S. 13–14 Archiv Stetteldorf

S. 15–16 Thomas Gronegger

S. 17 Archiv Stetteldorf

S. 18–19 Bruno Klomfar

S. 20–21 BDA (Gerold Eßer)

S. 22 Stift Melk (Peter Böttcher)

S. 23 Johann Kräftner, Naive Architektur II, Zur Ästhetik ländlichen Bauens in Niederösterreich, St. Pölten und Wien 1987

S. 24–25 BDA (Gerold Eßer)

S. 26 Manfred Koller

S. 27 Amt der NÖ Landesregierung

S. 28 o. und u. Manfred Koller

S. 29 Amt der NÖ Landesregierung

S. 30 BDA-Labor

S. 31 li. www.magazin.tu-braunschweig.de

S. 31 re. Verein für Geschichte der Stadt Wien <http://mediawien-film.at>

S. 32 o. Herbert Sommer, Heinrich Tessenow, Wien 1976

S. 32 u. Uwe Hauenfels

S. 33 Andreas Lehne

S. 34 BDA (Astrid Huber)

S. 35 BDA (Robert Wacha)

S. 36 o. BDA (Astrid Huber)

S. 36 u. BDA (Lorenz Tributsch)

S. 37–38 BDA (Robert Wacha)

S. 39 o. und u. BDA (Robert Wacha)

S. 40 Tom Lamm

S. 42 Tom Lamm

S. 44 Amt der NÖ Landesregierung

S. 45 Niederösterreichisches Landesarchiv

S. 46–49 David Židlický

S. 50 BDA

S. 51 li. BDA (Gerold Eßer)

S. 51 re. BDA

S. 52–54 BDA

S. 55 Restauratorenteam (Edgar Mandl)

S. 56 li. BDA (Bettina Neubauer-Pregl)

S. 56 re. BDA

S. 57 BDA

S. 58 z.V.g.

S. 60 Österreichische Akademie der Wissenschaften (Niki Gail)

S. 61 Rita Heyen

Bisher sind erschienen:

- Band 1
- 1 Stift Dürnstein
 - 2 Kleindenkmäler *
 - 3 Wachau *
 - 4 Industriedenkmäler *
 - 5 Gärten *
 - 6 Handwerk *
 - 7 Rückblicke – Ausblicke
 - 8 Sommerfrische *
 - 9 Denkmal im Ortsbild *
 - 10 Verkehrsbauten *
 - 11 Elementares und Anonymes *
 - 12 Burgen und Ruinen *
 - 13 Kulturstraßen *
 - 14 Zur Restaurierung 1. Teil *
 - 15 50 Jahre danach *
 - 16 Zur Restaurierung 2. Teil *
 - 17 10 Jahre Denkmalpflege in Niederösterreich
 - 18 Zur Restaurierung 3. Teil *
 - 19 Umbauten, Zubauten *
 - 20 Leben im Denkmal
 - 21 Speicher, Schüttkästen *
 - 22 Der Wienerwald *
 - 23 Die Via Sacra *
 - 24 Blick über die Grenzen
 - 25 Die Bucklige Welt
 - 26 Die Wachau,
UNESCO Weltkultur- und Naturerbe
 - 27 Südliches Waldviertel
 - 28 Most- und Eisenstraße
 - 29 Semmering, UNESCO Weltkulturerbe
 - 30 St. Pölten, Landeshauptstadt und Zentralraum
 - 31 Waldviertel
 - 32 Archäologie
 - 33 Weinviertel
 - 34 Gemälde
 - 35 Holz
 - 36 Menschen und Denkmale
 - 37 Stein
 - 38 Wallfahren
 - 39 Lehm und Ziegel
 - 40 Klangdenkmale – Orgeln und Glocken
 - 41 Glas – Baustoff und Kunstwerk
 - 42 Friedhof und Denkmal
 - 43 Beton
 - 44 Maria Taferl
 - 45 Carnuntum und Limes
 - 46 Vom Wert alter Gebäude
 - 47 Textilien
 - 48 Museumsdörfer
 - 49 Papier und Bücher
 - 50 Kulturlandschaft
 - 51 Film und Fotografie
 - 52 Theater und Kinos
 - 53 Licht
 - 54 Denkmale und Mahnmale
 - 55 Farbe
 - 56 Bade- und Kuranstalten

Die mit * versehenen Titel sind bereits vergriffen.
Kein Nachdruck vorgesehen!

Nachbestellung, Bezug

Wenn Sie die Broschüre der Reihe „Denkmalpflege in Niederösterreich“ noch nicht regelmäßig erhalten haben und die kostenlose Zusendung wünschen, senden Sie uns die Antwortkarte ausgefüllt zu. Verwenden Sie diese auch für allfällige Mitteilungen, Anregungen und Adressänderungen. Schreiben Sie bitte an:

**Landeshauptfrau Mag.^a Johanna Mikl-Leitner,
Landhausplatz 1, 3109 St. Pölten**

oder senden Sie uns ein E-Mail an noe-denkmalpflege@noel.gv.at
bzw. senden Sie uns ein Fax unter 02742/9005-13029.

Hinweis

Vergriffene Broschüren können im Internet heruntergeladen werden
unter: [http://www.noe.gv.at/Kultur-Freizeit/Kunst-Kultur/
Publikationen/pub_denkmalpflegebroschuere.html](http://www.noe.gv.at/Kultur-Freizeit/Kunst-Kultur/Publikationen/pub_denkmalpflegebroschuere.html)

Auf Wunsch können Ihnen alle verfügbaren Broschüren zugeschickt werden.



*Bitte
ausreichend
frankieren*

An Frau
Landeshauptfrau
Mag.^a Johanna Mikl-Leitner
Landhausplatz 1
3109 St. Pölten

Ich habe die Broschüre „Denkmalpflege in Niederösterreich“ noch nicht erhalten und möchte diese in Zukunft kostenlos und ohne jede Verpflichtung zugesandt bekommen.

*Absender
bitte in Blockbuchstaben*

Telefon

Autoren von Band 57

Dipl.-Ing. Heidrun Bichler-Ripfel
Wien, Institut für angewandte
Gewerbeforschung

Dipl.-Ing. Dr. techn. Gerold Eßer
Krems, Bundesdenkmalamt, Abteilung für
Niederösterreich

Univ.-Doz. Dr. Thomas Gronegger
Sankt Pölten, New Design University

MMag. Nina Kallina
St. Pölten, Amt der NÖ Landesregierung,
Abteilung Kunst und Kultur

Arch. DI Christian Knechtl
Wien

**Univ.-Lekt. Dozent Mag. Dr. Manfred
Koller**
Wien, Leiter der Restaurierwerkstätten
Bundesdenkmalamt a.D.

Univ.-Prof. Mag. Friedrich Kurrent
Wien

Mag. Astrid M. Huber
Bundesdenkmalamt, Kartause Mauerbach

Dr. Andreas Lehne
Wien, Bundesdenkmalamt, Leiter
der Abteilung für Inventarisierung und
Denkmalforschung a.D.

Mag. Michael Linsbauer
St. Pölten, Amt der NÖ Landesregierung,
Abteilung Kunst und Kultur

Em. o. Univ. Prof. Dr. Roman Sandgruber
Linz, Johannes Kepler Universität

Mag. Alexandre P. Tischer
St. Pölten, Amt der NÖ Landesregierung,
Abteilung Kunst und Kultur

Dipl.-FH-Ing. Robert Wacha, MSc
Bundesdenkmalamt, Kartause Mauerbach

Mag. Maria Walcher
Perchtoldsdorf, unabhängige Expertin für
immaterielles Kulturerbe, Fachbeirätin in der
Österreichischen UNESCO-Kommission

Rechte und Haftung

Alle Rechte, insbesondere das Recht der
Vervielfältigung und Verbreitung sowie der
Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Wer-
kes darf in irgendeiner Form (durch Fotoko-
pie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlegers
reproduziert oder unter Verwendung elektro-
nischer Systeme gespeichert, verarbeitet, ver-
vielfältigt oder verbreitet werden.
Sämtliche Angaben in diesem Werk erfolgen
trotz sorgfältiger Bearbeitung ohne Gewähr;
eine Haftung der Autoren, des Herausgebers
und des Verlegers ist ausgeschlossen.

© 2017 Land Niederösterreich, St. Pölten

Impressum

Herausgeber und Verleger
Amt der NÖ Landesregierung
Abteilung Kunst und Kultur
Leiter: HR Mag. Hermann Dikowitsch
Landhausplatz 1, 3109 St. Pölten

Broschürenbestellung
noe-denkmalfpflege@noel.gv.at
Tel. 02742/9005-17010
Fax. 02742/9005-13029

Redaktionskomitee
Hermann Dikowitsch
Hermann Fuchsberger
Martin Grüneis
Nina Kallina
Christina Schaaf-Fundneider
Margit Kohlert
Andreas Lebschik
Else Rieger
Patrick Schicht
Alexandre P. Tischer

Koordination
Nina Kallina
Else Rieger

Lektorat
Else Rieger

Layout
David M Peters

Hersteller
Druckerei Berger, Horn

Linie
Informationen über denkmalpflegerische
Vorhaben im Land Niederösterreich, in Zu-
sammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt,
Landeskonservatorat für Niederösterreich.
Namentlich gezeichnete Beiträge müssen
nicht unbedingt die Meinung der Redaktion
bzw. des Herausgebers darstellen.



Mitteilungen aus Niederösterreich Nr. 8/2017
Österreichische Post AG
MZ02Z032683M
Amt der NÖ Landesregierung
Landhausplatz 1, 3109 St. Pölten